

Mädchen hier... Jungen da... !?

Überlegungen zur geschlechts-
bewussten Arbeit in Handlungsfeldern
des Kinder- und Jugendschutzes

Mädchen hier... Jungen da... !?

Überlegungen zur geschlechts-
bewussten Arbeit in Handlungsfeldern
des Kinder- und Jugendschutzes

Impressum

Herausgegeben von der

Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz e.V.

Mühlendamm 3, 10178 Berlin

Telefon (030) 400 40 300 · Telefax (030) 400 40 333

E-Mail: info@bag-jugendschutz.de www.bag-jugendschutz.de

Berlin 2001

Gefördert mit Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Vorwort

Mädchen hier ... Jungen da ...!? – Überlegungen zur geschlechtsbewussten Arbeit in Handlungsfeldern des Kinder- und Jugendschutzes

In der sozial- wie auch schulpädagogischen Arbeit ist die Geschlechterfrage seit mehreren Jahren immer wieder ein Thema. Für den Bereich Jugendhilfe hat sie der Gesetzgeber in § 9 Nr.3 SGB VIII als handlungsleitendes Prinzip festgeschrieben. Danach sollten Leistungen der Jugendhilfe dergestalt konzipiert werden,

- die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen zu berücksichtigen,
- Benachteiligungen abzubauen und
- die Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen zu fördern.

Was die Umsetzung dieser gesetzlichen Vorgabe in der Praxis anbelangt, so ist ein Wandel in den pädagogischen Ansätzen zu registrieren:

- Anfangs standen die geschlechtshomogenen Angebote in Abgrenzung zu koedukativen Angeboten hoch im Kurs. Zielgruppe waren v.a. die Mädchen. Der Ausbau von Mädchenarbeit sollte dazu beitragen, geschlechtsspezifische Benachteiligungen abzubauen und das Selbstbewusstsein der Mädchen zu stärken. Einige Länder legten spezielle Mädchenprogramme auf. Im Zuge der Gewaltprävention kam die Jungenarbeit zunehmend ins Visier.
- Die Shell-Studie 2000 stellte jedoch fest, dass die Differenzierung innerhalb der Gruppe der Mädchen und der Gruppe der Jungen größer sind, als zwischen Mädchen und Jungen (Pluralität in der Geschlechterdualität).
- Im Zuge der Weiterentwicklung der pädagogischen Ansätze kursieren immer mehr Begriffe, die diese Ansätze umschreiben: geschlechtsspezifisch, geschlechtsbezogen, geschlechtshomogen, parteilich, antisexistisch, emanzipatorisch, geschlechtsdifferenziert, geschlechtsbewusst u. a. Nach der Konstruktion von Geschlecht wird nunmehr schon von der De-Konstruktion von Geschlecht gesprochen: »doing gender« oder »undoing gender« oder »gender mainstream«? In Fachkreisen mehren sich jene Stimmen, die sich von geschlechtsspezifischen Ansätzen in der Jugendhilfe distanzieren und stattdessen eine Zielgruppen- oder Sozialraumorientierung mit geschlechtsbewussten Ansätzen fordern.

Auch in den verschiedenen Handlungsfeldern des Kinder- und Jugendschutzes werden in zunehmendem Maß Anforderungen an eine geschlechtsdifferenzierte Arbeit diskutiert und in der Praxis entsprechende Ansätze entwickelt und erprobt. Mit der vorliegenden Publikation wollen wir die Fachdiskussion aufgreifen und Praxiserfahrungen bzw. theoretische Überlegungen hierzu vorstellen.

Exemplarisch geschieht dies für die Felder

- Gewaltprävention,
- Suchtprävention und
- sexueller Missbrauch/sexualisierte Gewalt.

Darüber hinaus wird die Konzeption einer Fortbildungsreihe für pädagogische Fachkräfte der Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen und erste Ergebnisse des Projektes vorgestellt.

Die Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz e.V. würde sich freuen, wenn die Publikation auf Ihr Interesse stößt.

Eva Reichert-Garschhammer

Stellvertretende Vorsitzende
der Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz e.V.

Inhalt

Vorwort

Beiträge

Geschlechtsspezifisch, geschlechtsbewusst, Gender Mainstream...

Kann ein neuer Begriff das Bewusstsein der Handelnden ändern?
Ingrid Hillebrandt7

Die Geschlechterkategorie im Diskurs der Kinder- und Jugendhilfe

Kritische Überlegungen zu zentralen Argumentationsmustern
Prof. Dr. Lotte Rose11

Mädchen schlagen zu oder zurück!

Prof. Dr. Andrea Hilgers 18

Ursachen und Folgen von Drogengefährdung bei Mädchen und bei Jungen:

Sind geschlechtersensible Suchtpräventionsansätze erforderlich?
Dr. Bettina Schmidt29

Sexualisierte Gewalt an Jungen und Anforderungen im Kinder- und Jugendschutz

Torsten Kruse37

Grenzen und Brücken. Eine Fortbildungsreihe zur geschlechtsspezifischen Prävention für pädagogische Fachkräfte

Traudel Schlieckau46

Grenzen und Brücken. Erfahrungen mit einer Fortbildungsreihe zu geschlechtsbewusster Prävention

Tim Rohrman50

Stellungnahmen/ Pressemeldungen

Zur Umsetzung des Gender-Mainstreamings im Kinder- und Jugendplan des Bundes
Empfehlungen der Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe56

Zu den Autorinnen und Autoren60

Publikationsreihe Modelle Dokumente Analysen (MDA) 61

Liste der Landesstellen/ Landesarbeitsgemeinschaften für Kinder- und Jugendschutz63

Geschlechtsspezifisch, geschlechtsbewusst, Gender Mainstream...

Kann ein neuer Begriff das Bewusstsein der Handelnden ändern?

Ingrid Hillebrandt

Vor mehr als 10 Jahren wurde im § 9 des Kinder- und Jugendhilfegesetzes die Formulierung aufgenommen, wonach die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen zu berücksichtigen sind, Benachteiligungen abzubauen sind und die Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen zu fördern ist. Damit wurden die Prinzipien der Geschlechterdifferenzierung und Gleichberechtigung als Querschnittsaufgaben für alle Angebote der Kinder- und Jugendhilfe gesetzlich festgeschrieben. Ein Blick in die Praxis der Jugendhilfe und Jugendarbeit zeigt aber »...«, dass es mit der Umsetzung dieser umfassenden Querschnittsaufgabe nicht weit her ist. « (Rose; Scherr 2000, S. 65) Auch im Kinder- und Jugendschutz wird in regelmäßigen Abständen über die Notwendigkeit geschlechtsdifferenzierter Arbeit diskutiert. Leider fruchtete die Diskussion bisher nur in einigen Handlungsfeldern wie der Suchtprävention, der Gewaltprävention und in Bezug auf den sexuellen Missbrauch. Als durchgängiges Prinzip fand sie jedoch bisher keine Anerkennung.

Gender-Mainstreaming: Ein neuer Ansatz?

Reden einige noch von einer geschlechtsspezifischen und geschlechtshomogenen Kinder- und Jugendarbeit, steht bei anderen der Ansatz des Gender Mainstreaming im Mittelpunkt. Hinter dem Begriff Gender Mainstreaming verbirgt sich der Ansatz, dass die Geschlechterfrage zum so genannten »Hauptstrom« in allen gesellschaftlichen Handlungsfeldern erklärt werden soll. Diese, zunächst von der Europäischen Union im Amsterdamer Vertrag 1996 beschlossene Strategie, soll ein Kriterium darstellen, um jegliche Anliegen, Mittelverteilungen, Strukturveränderungen etc. auf ihre geschlechts-

spezifische Relevanz für Männer und Frauen zu überprüfen mit dem Ziel, die Chancengleichheit der Geschlechter herzustellen. Gender Mainstreaming ist zwar ein relativ neues Wort, aber keine neue Erfindung, denn die Kategorie Geschlecht als Querschnitt bzw. als neuen Blickwinkel in die Politik und Pädagogik einzuführen, ist vielen engagierten Frauen schon seit langem ein Anliegen. Ein enormer Fortschritt und Vorteil dieses Ansatzes ist die Tatsache, dass nunmehr Mädchen und Jungen/ Frauen und Männer gemeinsam in den Blick geraten und damit eine »tatsächliche« Gleichberechtigung angestrebt wird. Gender Mainstream kann somit einen Beitrag zur geschlechtsbewussten Pädagogik in der Jugendhilfe leisten.

Ob und wie der Ansatz des Gender Mainstreaming auch für die Jugendhilfe fruchtbar gemacht werden kann, hängt von verschiedenen Bedingungen ab. Eine Voraussetzung ist die so genannte »Gender-Kompetenz«, d.h. es muss ein detailliertes Wissen über Geschlechterdifferenzen bei denjenigen vorliegen, die mit Mädchen und Jungen im Rahmen der Jugendhilfe arbeiten. Außerdem bedarf es einer genauen Überprüfung der Angebotsstrukturen einer Einrichtung nach Inhalt und Form. Dies muss für jeden Arbeitsbereich überprüft werden. »Jugendhilfe muss vor diesem Hintergrund ... die unentwegten Veränderungen [im Leben von Mädchen und Jungen,] auch konzeptionell reflektieren, die Angebotsinfrastruktur der Jugendhilfe immer wieder neu zielgruppenpassend zuschneiden.« (Rose, L. in: Ginsheim, G. v.; Meyer, D. 2001, S. 72)

»Mit Leben gefüllt wird die Umsetzung aber erst durch die Aktivitäten ‚vor Ort‘: die Beratungs-, Bildungs-, Förderungsangebote, die Gestaltung von besonderen Hilfen, Jugendschutzmaßnahmen oder unterstützende

Maßnahmen bei der Berufseinmündung. Verwirklicht werden kann die Absicht des Gesetzgebers nur, wenn diejenigen, die diese tägliche Arbeit tun, dies zu ihrer Sache machen – und auch diejenigen, die über die Finanzierung und Rahmenbedingungen solcher Arbeit entscheiden. « (Horstkemper, M. in: Ginsheim, G. v.; Meyer, D. 2001. S. 53). In diesem Zusammenhang kommt dem Instrument der kommunalen Jugendhilfeplanung ein hoher Stellenwert zu, da hier die Grundlagen für jegliche Arbeit gelegt werden (können). Mit der Ausrufung des Gender Mainstreamings werden aber keineswegs die bisherigen inhaltlichen Ansätze geschlechtsspezifischer Arbeit hinfällig. Es gibt gute Gründe, Mädchen- und Jungenarbeit im Lichte neuerer theoretischer und empirischer Erkenntnisse kritisch zu überdenken und weiterzuentwickeln. Dazu wird es vermutlich notwendig sein, koedukative Angebote zu erweitern, aber auch die Arbeit in geschlechtshomogenen Gruppen themen- und adressatenspezifisch auszubauen, neue Formen der Beratung und Unterstützung zu finden. Gender Mainstreaming macht dies vom Konzept her keineswegs überflüssig, sondern kann solche Arbeitsansätze flankieren und stützen. (ders. S. 55)

Und auch die Wahl der Begriffe wird derzeit erörtert, so wird beispielsweise neben dem Begriff »geschlechtsspezifisch« immer häufiger der Begriff der geschlechtsbewussten oder geschlechterdifferenzierenden Arbeit benutzt. Eine geschlechtsbewusste Ausrichtung von Pädagogik soll in diesem Zusammenhang auf einer Ebene mit den übergeordneten Begriffen Zielgruppenorientierung, Langfristigkeit, Kontinuität, Niedrigschwelligkeit und Sozialraumorientierung gesetzt werden. Eine so verstandene Jugendarbeit soll darauf hinzielen, Geschlechterfragen als integralen Bestandteil aller Aktivitäten in der Jugendhilfe und damit auch im Kinder- und Jugendschutz zu sehen.

Gleichheit in der Differenz

Bisher wurde die Frage einer geschlechterdifferenzierten Jugendhilfe auf das Prinzip der Geschlechtertrennung reduziert. Trotz zahlreicher Praxis- und Praxisforschungsinitiativen ist geschlechtsbezogene Pädagogik als reflexive Koedukation, die sich in gleicher Weise auf die Lebenswelt von Mädchen und Jungen bezieht, in der Jugendhilfe noch nicht angekommen (vgl. Faulstich-Wieland 1997. S. 232 in: Hartwig, Luise 2000. S. 4). Wobei gesagt werden muss, dass Alltagssituationen z.B. in Schule oder Kindergarten oftmals auch keine dezidierte Trennung erlauben bzw. von den Mädchen und Jungen nicht gewünscht werden. Die letzte Shell-Studie verweist darauf, das Verhaltens- und Einstellungsunterschiede zwischen den Geschlechtern zurückgegangen sind (13. Shell-Jugendstudie, S. 343 ff). »Typisch weibliche Lebensmuster im Unterschied zu typisch männlichen scheint es so nicht zu geben, (zumindest nicht bei deutschen Jugendlichen...). Sowohl das Insistieren auf kategorialen Unterschieden (Mädchenleben sei fundamental verschieden von Jungenleben) wie auch das voreilige Ausrufen eines Zustandes von Gleichheit haben keine Stützen in der empirischen Realität.« (13. Shell-Jugendstudie, Bd. 1, S. 21) Die Selbstentwürfe besonders von Mädchen weisen vielmehr ein so genanntes Ungleichheitstabu auf, dieses besagt, das es in den Selbstentwürfen mehr Gleichheitsvorstellungen als Ungleichheitsvorstellungen gibt (vgl. Oechsle 2000). Allgemein ist sogar eher eine verstärkte Binnenvarianz innerhalb eines Geschlechtes feststellbar, als zwischen den Geschlechtern.

Gefordert ist, eine geschlechterspezifische Herangehensweise als Qualitätsmerkmal jeglicher Praxis in der Jugendhilfe. Jungenarbeit und Mädchenarbeit sind vor diesem Hintergrund aufgefordert, sich mit den gesellschaftlichen, d.h. kulturellen, ökonomischen,

rechtlichen, sozialen Konstruktionsprozessen von Männlichkeiten und Weiblichkeiten, mit den in diesen Prozessen hervorgebrachten sozialen Formen sowie den Prozessen ihrer aktiven Aneignung durch Jugendliche auseinander zu setzen. Es gilt, sich theoretisch und praktisch gründlich von stereotypen Vorstellungen über typisch Männliches und typisch Weibliches zu verabschieden, statt diese Stereotype weiterhin zu kultivieren. (vgl. Rose; Scherr. 2000. S. 71)

Eine zeitgemäße Jugendarbeit kann dann in geschlechtsdifferenzierten Gruppen aber auch durchaus in geschlechtshomogenen Gruppen stattfinden. Der grundsätzliche Ansatz der eine Ausrichtung an der Lebenswelt der AdressatInnen der Jugendhilfe fordert, lässt jedenfalls eine Differenzierung nach Geschlecht durchaus zu.

Zielgruppenorientierung = Geschlechtsorientierung!?

Eine der Grundlagen der Gestaltung einer lebensweltadäquaten sozialen Infrastruktur ist die geschlechtsbewusste Sozialraumanalyse im Rahmen der Jugendhilfeplanung. In deren Aufgabenbereich beispielsweise die Initiierung von Modellen für eine koedukative soziale Arbeit unter qualitativ neuen, nämlich geschlechtsbewussten Vorzeichen (vgl. Rose; Scherr. 2000. S. 71) fällt.

»Je stärker Lebensweltorientierungs- und Kompetenzförderungsansätze sich inhaltlich und qualitativ mit den Bedingungen der Zielgruppe auseinandersetzen und subjektive Sichtweisen einbeziehen, desto klarer ergibt sich die Notwendigkeit einer Differenzierung nach Geschlecht.« (BZgA – Hrsg.: Geschlechtsbezogene Suchtprävention. Köln 1998. S. 37) »Ist eine differenzierte Zielgruppenorientierung innerhalb der Sozialen Arbeit eine professionelle Selbstverständlichkeit, wird dieses Prinzip also immer noch zum Teil vehement abgelehnt, wenn es um die Zielgruppe Mädchen und Frauen bzw. Jungen und Männer geht.« (Gräbel, Ulrike, in: Preis, Wolfgang, Berlin 2001. S. 133)

Eine pädagogische Arbeit, die sich dem Grundsatz der Zielgruppenorientierung in ihrem eigentlichen Sinne verpflichtet sieht, muss demnach unweigerlich auch dem Grundsatz einer geschlechtsbewussten Ausrichtung der Arbeit folgen, denn eine Analyse der Zielgruppe führt in den meisten Fällen zu einer »Differenzierung« nach Mädchen und Jungen. Ob und welche unterschiedlichen Methoden und Arbeitsformen dann angewandt werden, hängt von den jeweiligen Ergebnissen der Analyse ab. Dies gilt für die Jugendhilfe generell, wie für den Kinder- und Jugendschutz im Besonderen!

Literatur:

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Grundlagenpapier zu Gender Mainstreaming Quelle: www.bmfsfj.de

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.): Geschlechtsbezogene Suchtprävention. Praxisansätze. Theorieentwicklung. Definitionen. Band 2. Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung. Köln 1998.

Drogand-Strut, Michael: Gender Mainstreaming. Was verbirgt sich hinter dem Begriff? Einordnung und Einschätzung. In: Jugendsozialarbeit inform 2/2001. S. 4-11.

Ginsheim, Gabriele von/Meyer, Dorit (Hrsg.): Gender Mainstreaming. Neue Perspektiven für die Jugendhilfe. Berlin 2001.

Gräbel, Ulrike: Geschlechterorientierung in Praxis und Forschung der Sozialen Arbeit. Ein Plädoyer. In: Preis, Wolfgang (Hrsg.): Soziale Arbeit als Gemeinschaftsaufgabe. Berlin 2001.

Horstkemper, Marianne: Gender Mainstreaming als Prinzip geschlechterdifferenzierender Arbeit in der Jugendhilfe. In: Ginsheim, Gabriele von/Meyer, Dorit (Hrsg.): Gender Mainstreaming. Neue Perspektiven für die Jugendhilfe. Berlin 2001. S. 41-56.

Hartwig, Luise: Ponyhof und Lippenstift. Überarb. Vortragsmanuskript. Münster 2000.



Kreisjugendring München (Hrsg.): Abschied von den Geschlechterrollen? Neue Erkenntnisse der Geschlechterforschung und ihre Relevanz für die Jugendarbeit. München o.J.

Kuhlmann, Carola: »Doing gender« – Konsequenzen der neueren Geschlechterforschung für die parteiliche Mädchenarbeit. In: *neue praxis* 3/2000. S. 226-239.

Landesjugendring Niedersachsen (Hrsg.): Mädchenarbeit im Gender-Mainstream. Donna Lotta Heft 17. 2/2001. Hannover.

Liebe, Martina: Gender Mainstreaming in der Jugendarbeit. In: *Ginsheim, Gabriele von/Meyer, Dorit (Hrsg.):* Gender Mainstreaming. Neue Perspektiven für die Jugendhilfe. Berlin 2001. S. 95-108.

Oechsle, Mechthild: Gleichheit mit Hindernissen. Hrsg. Stiftung SPI. Berlin 2000.

Rose, Lotte: Überlegungen zur Verankerung der Kategorie Gender im Mainstream einer sozial-räumlichen Jugendhilfe. In: *Ginsheim, Gabriele von ; Meyer, Dorit (Hrsg.):* Gender Mainstreaming. Neue Perspektiven für die Jugendhilfe. Berlin 2001. S. 67-79.

Rose, Lotte/Scherr, Albert: Der Diskurs zur Geschlechterdifferenzierung in der Kinder- und Jugendhilfe. Ein kritischer Blick. In: *deutsche jugend* 2/2000. S. 65-74.

Stiftung SPI (Hrsg.): Mädchen in sozialen Brennpunkten. Berlin 2000.

Die Geschlechterkategorie im Diskurs der Kinder- und Jugendhilfe Kritische Überlegungen zu zentralen Argumentationsmuster

Lotte Rose

Eine aktuelle Bestandsaufnahme zur geschlechtsspezifischen Qualifizierung in der Jugendhilfe zeigt ein widersprüchliches Bild. Seit in den 70er Jahren feministische Fachfrauen erstmalig die Marginalisierung der Mädchen in der Jugendarbeit problematisierten, haben weitreichende Prozesse der Normalisierung und Institutionalisierung der Geschlechterfrage, vor allem aber der Mädchenfrage in der Jugendhilfe stattgefunden: Es sind autonome Mädcheneinrichtungen entstanden, in den Jugendhäusern gibt es Mädchenräume, Mädchentage, und es wurden Mädchenförderprogramme eingerichtet. Zu Beginn der 90er Jahre wurde mit dem KJHG für die Leistungen der Jugendhilfe festgeschrieben, dass »die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen zu berücksichtigen, Benachteiligungen abzubauen und Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen zu fördern« (§ 9, 3 KJHG) sind. Das Konzept geschlechtshomogener Mädchengruppenarbeit als mädchengerechter Arbeitsansatz wird an vielen Stellen praktiziert, wenn auch vornehmlich nur in der Jugendarbeit, also in einem relativ kleinen Bereich der Kinder- und Jugendhilfe. Andere Jugendhilfefelder wie die Erziehungshilfen und die Tagesbetreuung ziehen hier erst allmählich nach. Ähnliches lässt sich für die Jungenfrage konstatieren. Die Fachdebatte dazu, was die Jugendhilfe Jungen bietet oder bieten müsste, ist aber noch jung und weniger weit entwickelt.

Trotz der Erfolge der Mädchenarbeit ist kritisch zu registrieren, dass sie bis heute nur einen kleinen Teil der Mädchen erreicht und dies sicherlich nicht allein wegen ihrer geringen finanziellen Ausstattung. Zunehmend ist zu beobachten, dass insbesondere die älteren Mädchen wie auch die jüngeren Mitarbeiterinnen in der Jugendarbeit sich von der

Mädchenarbeit abwenden und Mädchenarbeit heute tendenziell vornehmlich nur noch besonders belastete weibliche Zielgruppen – wie Migrantinnen und Mädchen in sozial benachteiligten Lebenslagen – erreicht (Meyer 1999, S. 34). Auch wenn es Mädcheneinrichtungen, Mädchenprojekte und Mädchentage gibt, die von Mädchen intensiv und gerne genutzt werden (Graff 1999; Möhlke/Reiter 1995), sind aber gleichzeitig von Fachkräften die Klagen zu hören, dass »keine Mädchen kommen«. Mit ihren »Komm-Strukturen«, dem Trennungsgrundsatz und ihren Angebotsinhalten scheint Mädchenarbeit keineswegs für viele Mädchen attraktiv zu sein. So ergab beispielsweise eine Mädchenbefragung im Rahmen kommunaler Jugendhilfeplanung, dass lediglich ein Drittel der Mädchen Mädchenprojekte befürwortete, wobei das Interesse mit zunehmendem Alter deutlich sinkt (Bütow 1998, S. 22). Für die Jungenarbeit gilt ähnliches: Ihre geschlechtshomogenen und selbstsensibilisierenden Ansätze greifen bei »harten Jungs« kaum (Scherr 1997; Krafeld 1996) und können zudem bis heute nur wenige männliche Fachkräfte überzeugen.

Diese Schwächen lassen darauf schließen, dass die praktizierten Konzepte für die AdressatInnen nicht einwandfrei »passen«.

Vor diesem Hintergrund sollen im nachfolgenden zentrale Argumentationsmuster, Setzungen und Selbstverständlichkeiten der Geschlechterdebatte in der Jugendhilfe, wie sie sich in langjährigen Auseinandersetzungen herausgebildet haben, kritisch beleuchtet werden. Welche Vorstellungen von Mädchen- und Jungenwelten bestimmen den Mädchen- und Jungenarbeitsdiskurs? Wie »passend« sind diese Vorstellungen? Welche Fragwürdigkeiten produzieren sie?

Die Mädchenbenachteiligung

Das Bild der Mädchenbenachteiligung bestimmt in zentraler Weise die Auseinandersetzung zur geschlechterdifferenzierten Jugendhilfe. Es besagt: Jungen sind strukturell privilegiert, während Mädchen strukturell benachteiligt sind. In der Konsequenz dessen muss Jugendhilfe Mädchenarbeit anbieten, damit diese Benachteiligung abgepuffert wird, Mädchen mehr Entwicklungschancen erhalten und Gleichberechtigung erreicht wird.

Der Topos der Mädchenbenachteiligung ist mittlerweile zu einer Standardformel geworden, die keinen Widerspruch mehr erregt, zumindest keinen offenen. Hier ist kritisch zu fragen, ob der Benachteiligungsbegriff möglicherweise eine eher moralisch denn fachlich begründete Wirkung entfaltet hat. Zudem stellt sich die Frage, ob solche polarisierenden Schwarzweißmuster tatsächlich weibliche und männliche Lebensrealitäten angemessen treffen oder ob es sich hierbei nicht weithin um eine Idealisierung weiblicher und männlicher Lebensrealitäten handelt, eine Verkürzung und Ausblendung von gesellschaftlichen Widersprüchlichkeiten.

Die Machthierarchie zwischen den Geschlechtern ist vielfach gebrochen durch anders gelagerte Machtstrukturen. Weder die strukturelle Benachteiligung von Mädchen noch die strukturelle Bevorteilung von Jungen gilt immer und überall und flächendeckend – sie ist vielmehr zu differenzieren. Es gibt immer andere soziale Hierarchisierungsmomente, die sie durchkreuzen oder sogar umkehren, wie z. B. Alter, Schicht, Ethnie, Körpermerkmale. So wissen wir z. B., dass Mädchen bei der Ansammlung von Bildungskapital mittlerweile strukturell bevorteilt sind, dass dagegen Jungen im Hinblick auf Gesundheit und Lebenserwartung strukturell benachteiligt sind.

Analytisch erschwerend kommt hinzu, dass Strukturperspektive und Subjektivitätsperspektive immer wieder verquickt werden,

d. h. in dem Paradigma der strukturellen Geschlechterhierarchie schwingt zwangsläufig immer das Bild eines subjektiven Wohlbefindensgefälles zwischen den Geschlechtern mit: Mädchen und Frauen geht es schlechter, während es Jungen und Männern besser geht. Dabei sagt der Befund einer strukturellen Geschlechterhierarchie nur wenig aus über die subjektiven Befindlichkeiten, Probleme und Hilfebedarfe der einzelnen. So verdeckt etwa die Diagnose der strukturellen männlichen Bevorteilung auf dem Arbeitsmarkt vollständig den damit verbundenen Normierungsdruck und die Spannungen, die sich daraus für Jungen ergeben – ob sie es nun auf dem Arbeitsmarkt schaffen oder eben auch nicht. Pädagogische Konzeptionen, die – offen oder versteckt – auf den dichotom angeordneten Benachteiligungs- und Bevorteilungsbildern fußen, müssen von daher an ihren Zielen scheitern, weil sich die Adressaten und Adressatinnen in ihren widersprüchlichen Erfahrungen nicht verstanden fühlen können.

Dennoch haben wir es gerade in der Mädchenarbeit mit äußerst rigiden wie universalisierenden Vorstellungen von der Geschlechterhierarchie zu tun.

Wo an einzelnen Stellen eine strukturelle Bevorteilung von Mädchen und Frauen sichtbar wird, wird dann Datenmaterial angeführt, das wieder das Gegenteil beweist. Da werden z. B. die weiblichen Bildungsprivilegien damit entkräftet, dass Mädchen trotz ihrer guten Schulabschlüsse an der Schwelle ins Erwerbsleben mehr Schwierigkeiten haben als Jungen, dass sie als Berufstätige »doppelbelastet« sind. Die Reklamation solcher gegenläufiger Nachweise ist an sich legitim, doch problematisch sind die Deutungen. Wenn solche »Beweisstücke« dazu dienen, andersartige Phänomene einer strukturellen Privilegierung von Mädchen zu marginalisieren, werden komplexe gesellschaftliche Widersprüchlichkeiten auf unzulässige Weise vereinfacht. Vielleicht wäre es angemessener, von einer Mädchenbenachteiligung an

einer spezifischen biographischen Statuspassage, nämlich der beruflichen zu sprechen?

Im Mädchenarbeitsdiskurs wird somit nicht geleugnet, dass Geschlechterrealitäten sich verändert haben. Die vorherrschende Deutung dieser Wandlungsprozesse ist jedoch, dass sie eben nicht zu einer Erosion der Hierarchie geführt haben, sondern nur zu deren Verschleierung: Die patriarchale Struktur gibt sich nicht mehr so leicht zu erkennen, ist verdeckt unter dem »schönen Schein« der Egalisierung, arbeitet subtiler. Mit diesem Subtilisierungsbild (Preuss-Lausitz 1996, S. 190) werden alle komplexen sozialen Verwerfungen wieder auf ein zentrales allumfassendes Hierarchiemoment reduziert, statt feiner zu differenzieren.

Zu fragen ist hier auch, warum dieses polarisierende Macht Konzept in dieser Weise aufrechterhalten wird? Was ist der praktische Gebrauchswert? Ist auf dieser Grundlage tatsächlich erfolgreicher und leichter eine Jugendhilfe zu gestalten, die Mädchen und Jungen gerecht wird? Hätte es nicht auch Vorteile, die Benachteiligungs- und Bevorteilungsbilder aufzugeben und anzuerkennen, dass *beide* Geschlechter in dem komplexen und widersprüchlichen Feld gesellschaftlicher Hierarchisierungen je eigene biographische Spannungen zu bewältigen haben, die sich nicht gegeneinander aufrechnen lassen und dass sie beide spezifischen Normalitätszwängen ausgesetzt sind, die ihre je eigenen Konflikte produzieren?

»No-problem«-Inszenierungen

Das Bild von den benachteiligten Mädchen wird auch durch Mädchen selber in Frage gestellt, die sich über diese Zuschreibungen empören und die keine eigenen Gruppen zum Schutz vor dominierenden Jungen haben wollen. Dies zeigt an, dass sie sich stark fühlen, fühlen wollen, dass ihr Selbsterleben eben nicht nur durch Unterlegenheitserfahrungen und Konflikte geprägt ist. Es zeigt an, dass sie Ungleichheitserfahrungen, die sie

immer auch machen, nicht geschlechtsspezifisch, sondern individuell deuten.

Neuere Lebensweltstudien können nachweisen, dass es in den Selbstentwürfen heutiger Mädchen ein Ungleichheitstabu gibt (Oechsle 2000). Das bedeutet nicht, dass sie in einer Gesellschaft ohne Ungleichheit qua Geschlecht aufwachsen, sondern es besagt nur, dass es in den Selbstentwürfen Gleichheitsvorstellungen gibt, dass Mädchen sich selbst als Gleiche konstruieren, mit prinzipiell denselben Entfaltungsmöglichkeiten wie Jungen.

Dies hat eine gesellschaftliche Logik. Mit den Individualisierungsprozessen sind die Individuen aufgefordert, ihr eigenes Schicksal kompetent in die Hand zu nehmen, und in ihren Selbstinszenierungen müssen sie diese Souveränität unter Beweis stellen. Wenn Mädchen sich problemlos zeigen, haben sie diese Botschaft angenommen (Stauber 1999), beweisen sie biographische Kompetenz, genügen sie den Anforderungen der individualisierten Gesellschaft, wo jeder und auch jede ihres Glückes SchmiedIn ist – so jedenfalls die Ideologie. Wie sehr diese Kunde im Mädchenleben bereits greift, beweisen die vielen Mädchen, die sich stark, frech, mutig und selbstbewusst inszenieren – ob sie uns nun im Alltag, in den Jugendhilfeeinrichtungen oder aber in den Medien als marktgerechte Kunstprodukte begegnen. Mädchen wollen heute offenbar deutlicher als zu früheren Zeiten Stärke demonstrieren.

Eine Mädchenarbeit, die Mädchenprobleme und die Förderung des Selbstbewusstseins zum Ausgangspunkt hat, wird bei vielen Mädchen von daher nur schwerlich »ankommen«, denn sie widerspricht den Selbstidealisationen. Dass diese Selbstidealisationen unwiederbringlich ihre eigenen Konflikte in sich tragen, dass diese Konflikte noch schärfer werden, weil sie in einer individualisierten Gesellschaft privatisiert werden, soll nicht bestritten werden, und dass hier Jugendhilfe aktiv werden muss, auch nicht. Doch die Hilfen dürfen nicht in Widerspruch geraten mit dem Wunsch, sich souverän zu

inszenieren, sie dürfen das Ungleichheitstabu nicht verletzen.

Das gleiche gilt für die Jungenarbeit. Auch sie steht vor der schwierigen Aufgabe, die »no-problem«-Inszenierungen der Jungen anzuerkennen und Jungen dennoch bei den Konflikten, die sie dabei erleben, nicht allein zu lassen. Arbeitsansätze, die Jungen von vornherein nur als Geschädigte männlicher Dominanzkultur sehen, können für Jungen nur schwerlich attraktiv sein, wenn sie doch erfolgreich demonstrieren wollen, dass sie mit allem klar kommen. Den Finger darauf zu legen, wo Jungen ihrem Körper entfremdet sind, wo sie den Kontakt zu sich verloren haben oder konfliktunfähig sind, ist hier kaum der passende Zugang zu Jungen. Ähnliches gilt für jene Arbeitsansätze, die Jungen als »winner« in der Geschlechterhierarchie bezeichnen und sie mehr oder weniger offen dazu bringen wollen, ihre Dominanz aufzugeben. Solche abstrusen Erwartungsbilder zur Jungenarbeit finden sich immer wieder. Wir können wohl von keinem Jungen erwarten, dass er sich auf eine solche Jungenarbeit ernsthaft einlässt.

Die bestehenden Selbstideale und Ungleichheitstabus Jugendlicher nicht zu verletzen, entpuppt sich dabei als schwieriges Unterfangen, für dessen Lösung derzeit kaum Modelle vorliegen. Geschlechtsspezifische Arbeitsansätze der Mädchen- und Jungenarbeit transportieren immer schon immanent die Botschaft an Mädchen und Jungen mit: »Dir geht es als Mädchen bzw. Junge nicht gut, du brauchst als Mädchen bzw. Junge etwas Besonderes.« Auch die Kritik an der Defizitorientierung vor allem in der Mädchenarbeit der 80er Jahre und die Vorsätze, stattdessen an den Stärken der Mädchen und Jungen anzusetzen, haben hieran letztlich nicht viel geändert. Allein die Einrichtung des Mädchen- oder Jungenangebots reicht aus, um Mädchen und Jungen direkt oder indirekt zu vermitteln, dass sie *als* Mädchen und Jungen Probleme haben. Der diffizile konzeptionelle Balanceakt, den Mädchen- und Jungenarbeit schaffen müssen, besteht darin, zum einen

die jugendlichen Souveränitätsideale ernst zu nehmen und – als Leistung und Kraftressource – wertzuschätzen und zum anderen nicht den Blick für darin eingelagerte Konfliktpotentiale zu verlieren.

Gleichheit qua Geschlecht

Mit dem skizzierten Bild der polaren Geschlechterhierarchie geht die Vorstellung von der Gleichheit in den beiden Geschlechtergruppen einher: Frauen und Mädchen sind sich gleich, wie auch Männer und Jungen sich gleich sind. Gerade die Geschlechterforschung hat diese Konstruktion mit zementiert. Indem die Relevanz der Geschlechterunterschiede nachgewiesen werden sollte, wurden unter der Hand beide Geschlechtergruppen vereinheitlicht, die Differenzen innerhalb der beiden Geschlechtergruppen vernachlässigt, ausgeblendet, in den statistischen Mittelwerten ganz getilgt.

Dabei ist die Erfassung von Vielfältigkeiten heute dringender als je zuvor. Denn im Zuge der Individualisierungsprozesse nimmt die Heterogenität innerhalb der Geschlechtergruppen noch einmal enorm zu und kompromittiert damit umso mehr Versuche, Frauen/ Mädchen in eine Schublade zu stecken und Männer/ Jungen in eine zweite.

Dieses erfolgt jedoch immer wieder, wenn Geschlechterdifferenzen in Schwarzweißraster proklamiert werden wie z. B.: Frauen richten ihre Aggressionen nach innen, Männer nach außen, Frauen definieren sich in Beziehungen, Männer nicht, Frauen haben Angst um ihren Körper, Männer nicht.

Stattdessen ist zu reflektieren, dass mit den Individualisierungsprozessen auch die Freisetzung aus traditionellen geschlechtsspezifischen Vorgaben einhergeht. Individuen sind von daher nicht mehr auf zwei Geschlechternormalitäten festgelegt, sondern es sind verschiedenartige Normalitäten möglich geworden, die unentwegt im Fluss sind. So bietet sich den Betrachtenden ein buntes Bild von geschlechtlichen Selbstinszenierungen, die sich so schnell verändern, dass sie

oft gar nicht mitkommen, geschweige denn, dass Jugendforschung hier schnell genug fündig würde. Jugendliche finden und kreieren unterschiedlichste geschlechtsspezifische Stile, wie sie diese auch wieder wechseln. Dies kann sogar – nach dem Theoriekonzept des Dekonstruktivismus (Maihofer 1995) – soweit gehen, dass geschlechtliche Zuordnungen gänzlich außer Kraft gesetzt werden, die Geschlechterdichotomie als solche brüchig wird. Es lassen sich heute in zahlreichen Variationen kulturelle Stilisierungen finden, in denen symbolisch Geschlechterirritationen, Geschlechterwechsel und Androgynität inszeniert werden und damit herkömmliche, eindeutige Geschlechtergrenzen verschwimmen.

Diese Flexibilisierungen bedeuten jedoch nicht, dass die biographische Aufgabe der geschlechtsspezifischen Normalisierung sich völlig verflüchtigt hat. Sehr wohl haben Heranwachsende sich auch heute erfolgreich als Mädchen und Jungen zu inszenieren. Vielleicht kann man sogar sagen: dass die geschlechtliche Markierung gerade angesichts der gesellschaftlichen Aufbrüche und Zerfaserungen zu einer der letzten beschworenen Sicherheiten im Pluralismus geworden ist (Preuss-Lausitz 1996, S. 195). Wo all die alten schicksalhaften sozialen Verortungen qua Geburt als identitätsstiftende Kennzeichnung zerfallen, kann das Geschlecht zu einem letzten klaren Bezugspunkt werden, kann der Rückgriff auf rigide polarisierte und traditionelle Geschlechterbilder zu einer sichernden Zuflucht werden.

In einer individualisierten Gesellschaft brechen Geschlechternormalitäten auf – ganz im Sinne einer Pluralisierung – bis hin zur völligen Demontage der Geschlechterkategorie – ganz im Sinne eines »undoing-gender«. Dennoch gilt ebenso, dass gerade angesichts der Aufbrüche die biographische Aufgabe des »doing-gender« eine besondere Relevanz erhält. Neben der Diffusion von Geschlechternormalitäten finden gleichzeitig Prozesse der Konstruktion von Geschlechterdifferenzen statt, mehr noch: der Wiedereinsetzung von

traditionellen Geschlechternormalitäten. Gerade weil die Geschlechterkonturen uneindeutig werden, erhalten Geschlechterbilder mit besonders scharfem Profil eine enorme Attraktivität. Diese Widersprüchlichkeit durchzieht die Gesellschaft wie die Individuen und muss zusammengedacht werden.

Entscheidend bei alledem ist, dass das, was das *richtige* Mädchen und den *richtigen* Jungen ausmacht, nicht mehr »in die Wiege gelegt« ist, sondern persönlich entdeckt und als »gender-patchwork« gebastelt werden muss – eine Aufgabe mit eigenen Risikomenten für Mädchen wie auch Jungen, bei deren Bewältigung Jugendhilfe zur Seite stehen muss.

Separierung versus Integration?

Wenn wir es gegenwärtig mit der Gleichzeitigkeit von »doing-gender«- und »undoing-gender«-Prozessen und mit einem Ungleichheitstabu bei Mädchen und wohl auch Jungen zu tun haben, dann dürfte nachvollziehbar sein, warum Konzepte, deren Ansatzpunkt zuallererst das Geschlecht und die Geschlechtertrennung ist, Widerstände hervorrufen.

Zum Ersten erwarten Mädchen- und Jungenarbeit damit von ihren AdressatInnen, dass sie bereit sind, sich ebenso zuallererst über ihr Geschlecht zu definieren. Die Hürde, in ein Mädchen- oder ein Jungenprojekt zu gehen, besteht für Mädchen und Jungen darin, dass ihr Geschlecht hervorgehoben und dramatisiert wird, von dem sie sich doch auch zu distanzieren suchen. Von daher erscheint es sinnvoll, in der Mädchen- und Jungenarbeit wieder stärker auf Inhalte zu setzen. »Statt die Geschlechtszugehörigkeit herauszustellen und Angebote mit dem Etikett Mädchen (oder Jungen, L. R.) zu versehen, sollten Angebote entwickelt werden, die Mädchen (und Jungen, L. R.) inhaltlich ansprechen. ...Ob Mädchen dann unter sich bleiben oder ob diese Angebote auch eine Beteiligung von Jungen zur Folge haben, bleibt sozusagen marginal« (Meyer 1999, S. 37). Die Auswei-

de Barrieren bei denen, für die die Arbeit doch sein soll.

Zum Zweiten transportiert das Prinzip der Geschlechtertrennung immer auch Homogenitätsbilder. Indem Mädchen- und Jungenangebote eine zentrale Trennlinie zwischen den beiden Geschlechtern formulieren und installieren und weitere soziale Differenzierungsmomente immer als nachrangig konstruiert werden, wird eine Geschlechterdichotomie aufrechterhalten, die angesichts der beschriebenen sozialen Deregulierungen und Zerfaserungen fragwürdig ist. Es wird eine biographische Gleichheit qua Geschlecht als pädagogische Arbeitsgrundlage vorausgesetzt, die es so nicht gibt.

Wenn Jugend heute – und das gilt für Mädchen wie für Jungen – durch die Aufgabe gekennzeichnet ist, sich über originelle Stile und »gender-patchworks« untereinander abzugrenzen, stehen homogene Angebote dem entgegen, die – zumindest von der Idee her – kollektiv qua Geschlecht bestimmen wollen. Dies könnte erklären, warum Mädchen- und Jungengruppen bei den AdressatInnen nicht immer Zuspruch finden. Die konzeptionelle Herausforderung besteht heute darin, die kulturellen Ausdifferenzierungen in den Mädchen- wie auch in den Jungenwelten angemessen zu berücksichtigen. Für die Mädchenarbeit bedeutet dies, sich von den idealisierenden Bildern einer Mädchenverbundenheit qua Geschlecht zu lösen – einer Mädchenverbundenheit, die, wenn nicht vorhanden, dann doch gerade durch Mädchenarbeit hergestellt werden kann und sollte. Doch auch Mädchen wollen und müssen sich untereinander über Gruppenstile abgrenzen. Diese Abgrenzungsstrategien können mitunter auch überaus aggressiv getönt sein, wie das neuartige Phänomen der mobbenden oder gewalttätigen Mädchen zeigt, das Mädchenarbeit in Praxis und Theorie zunehmend bewegt.

Die Geschlechtertrennung als zentraler Arbeitsansatz von Mädchen- und Jungenarbeit erscheint zudem aus einem weiteren Grund

bedenklich. Denn es hat dazu geführt, dass Mädchen- und Jungenarbeit bis heute zum Synonym für additive Sonderräume geworden sind, d. h. für zeitlich und räumlich begrenzte, isolierte, exklusive Angebote mit besonderen personellen Zuständigkeiten. Zu denken ist hier an die Mädchentreffs, Mädchenräume, Mädchen- und Jungenprojekte. Selbst die Vorstöße, koedukative Räume geschlechtsspezifisch zu qualifizieren, enden immer wieder in punktuellen Maßnahmen der Geschlechtertrennung. Und im Zuge dessen verliert sich die Auseinandersetzung um eine geschlechtsspezifisch qualifizierte Jugendhilfe und die Umsetzung des § 9, 3 KJHG oft genug im Streit um die Durchsetzung von Mädchen- und/oder Jungenangeboten. Damit produziert der Geschlechterdiskurs ungewollt selbsttätig seine eigenen Reduktionen.

Sicherlich haben die Sonderräume ihre fachliche Berechtigung. Angeführt wird vor allem das Argument, dass Mädchen und Jungen nur dann Tabuisiertes und Verdrängtes thematisieren können, wenn der normierende Blick des anderen Geschlechts ausgegrenzt ist. Dass dem so sein kann, soll nicht grundsätzlich bestritten werden. Und doch kommt es hierbei zu eigentümlichen Unterstellungen. Zum einen scheint es, als müssten Mädchen- und Jungenarbeit immer *Problematiken* des Mädchen- und Jungeseins bearbeiten. Zum anderen gehen wir davon aus, dass sich Mädchen und Jungen in geschlechtshomogenen Settings nicht kontrollieren, normieren und beschränken. Beides ist kritisch zu hinterfragen.

Müsste es nicht sehr viel mehr auch darum gehen, den pädagogischen Alltag durchgängig – ganz im Sinne einer integralen Querschnittsaufgabe – für Geschlechterdifferenzen zu qualifizieren? Solange Geschlecht eine soziale Differenzierungskategorie ist, die biographiebestimmend ist, wenn auch höchst widersprüchlich und in vielen Variationen, erscheint es absurd, geschlechtsspezifische Arbeit auf einzelne Zeiten, Orte

biographiebestimmend ist, wenn auch höchst widersprüchlich und in vielen Variationen, erscheint es absurd, geschlechtsspezifische Arbeit auf einzelne Zeiten, Orte und formale Settings zu begrenzen und sie immer der gleichgeschlechtlichen Fachkraft zuweisen zu wollen – genauso abwegig, wie wenn wir das Prinzip der Lebensweltorientierung auf einzelne Programme und Personen reduzieren wollten.

Mädchen- und Jungenarbeit in einem integralen Sinne müsste dann heißen, in der pädagogischen Praxis zu sichern, dass Mädchen und Jungen wahrgenommen und unterstützt werden, dass Ungleichgewichten und Verdrängungen zwischen Mädchen und Jungen, wenn sie sich denn zeigen, gegengesteuert wird. Das kann auch herkömmliche Mädchen- und Jungenarbeitsangebote umfassen, geht in seinem Aufgabenprofil aber noch weit darüber hinaus. Es verweist auf einen sehr viel offeneren, flexibleren Begriff von Mädchen- und Jungenarbeit jenseits des tradierten Grundprinzips der Trennung. Es verweist auch auf die Notwendigkeit der Entwicklung eines neuen methodischen Handwerkszeugs zur Regulation geschlechtsgemischter Räume. Hier gibt es bisher nur wenige Vorlagen.

Wo wir in einer individualisierten Gesellschaft biographische Vielfalt, Entnormierungen, Uneindeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten beobachten können, scheint es zwingend, auch in der Mädchen- und Jungenarbeit Konzepte zu öffnen und zu vervielfältigen. Das verlangt nicht die grundsätzliche Aufgabe der alten Standards, aber eine offensive Erweiterung des eigenen Selbstverständnisses und der eigenen Praxis.

Nachdruck aus Diskurs 2/2000. Hrsg. Deutsches Jugendinstitut München

Literatur:

Bütow, Birgit: Mädchen in Jugendcliquen. In: Theorie und Praxis der Mädchenarbeit, Teil 3

(hrsg. von der LAG Mädchen und junge Frauen in Sachsen e.V.). Dresden 1998, S. 22-36.

Graff, Ulrike: Selbstbestimmung für Mädchen. Pädagogische Auswertung der Theorie und Praxis des Mädchentreffs Bielefeld (hrsg. vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe). Münster 1999.

Hoffmann, Berno: Geschlechterpädagogik. Plädoyer für eine neue Jungen- und Männerarbeit. Münster 1994.

Krafeld, Franz Josef: Mädchengruppenarbeit als Leitmuster? Ansätze geschlechtsbewußter Jungenarbeit in der offenen Jugendarbeit. In: sozial extra 3/1996, S. 17-18.

Maihofer, Andrea: Geschlecht als Existenzweise. Frankfurt/M. 1995.

Meyer, Dorit: Mädchenarbeit – eine Problemskizze. In: SPI Berlin, Bundesmodell »Mädchen in der Jugendhilfe« (Hrsg.): Neue Maßstäbe. Mädchen in der Jugendhilfeplanung. Berlin 1999, S. 29-38.

Möhlke, Gabriele/Reiter, Gabi: Feministische Mädchenarbeit gegen den Strom. Münster 1995.

Oechsle, Birgit: Modernisierungsprozesse und weibliche Lebenslagen. Vortrag vom 18.2.2000 auf der Tagung »2000 Geschlechter« des Sozialpädagogischen Instituts Berlin.

Preuss-Lausitz, Ulf: Gender Patchwork: Fremd- und Selbstbilder der Geschlechter im Umbruch. In: Helga Zeiher u.a. (Hrsg.): Kinder als Außenseiter. Umbrüche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Kindern und Kindheit. Weinheim, München 1996, S. 189-206.

Scherr, Albert: Jungenarbeit, Männlichkeit und Gewalt. In: deutsche jugend 5/1997, S. 212-219.

Schnack, Dieter/Neutzling, Rainer: Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Reinbek 1990.

Stauber, Barbara: Starke Mädchen – kein Problem? In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 51/1999, S. 53-64.

Mädchen schlagen zu oder zurück!

Andrea Hilgers

»Die Frauen, unablässig mit der Ernährung ihrer Kinder beschäftigt und von ihren häuslichen Sorgen in Anspruch genommen, sind überall weniger roh als die Männer. Das Körperliche verbindet sich mit dem Moralischen, um die Frauen von schweren Verbrechen abzuhalten. Ihr Blut ist sanfter und sie neigen weniger zu starken Getränken, die verrohend wirken. Ein klarer Beweis dafür ist die Tatsache, dass auf tausend Hinrichtungen wegen Mordes kaum vier Frauen kommen.«

Auf diese Weise beschrieb der französische Philosoph und Schriftsteller Voltaire 1764 in seinem philosophischen Wörterbuch das Verhältnis von Frauen und Gewalt. Seitdem hat sich viel getan, jedoch dominiert bis heute die Vorstellung von Mädchen und Frauen als dem friedlichen und friedliebenden Geschlecht, das im Zusammenhang mit Gewalt zumeist lediglich als Opfer gesehen wird. Sind Frauen – und Mädchen – heute immer noch das friedliche Geschlecht oder kommen sie – langsam zwar – aber durchaus gewalttätig?

Das Thema »Jugend und Gewalt« ist in den vergangenen zehn Jahren maßgeblich von den Massenmedien vorangetrieben worden. Seit dem Herbst 1991, jener Ausländerprogromnacht in Hoyerswerda, vergeht kaum ein Tag ohne aufschreckende Berichte über Jugendliche, die Gewalt ausüben: indem sie Sachbeschädigungen anrichten, indem sie sich einzeln oder in Jugendgangs untereinander bedrohen und bekriegen, indem ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger angegriffen werden. *Schlagzeilen berichten von gewalttätigen Kindern, die Klassenkameran und LehrerInnen mit dem Tod bedrohen, die prügeln, rauben, erpressen – »Horror-Kinder«, die vergewaltigen und foltern – sie seien mittlerweile »trauriger Alltag in Deutschland«...*

Durch die Häufung solch alarmierender Schlagzeilen setzt sich der vielfach beschworene »traurige Alltag« in den Köpfen der Erwachsenen fest und bestimmt das Bild, das sie sich von der »Jugend« machen. Die Arbeitsgruppe »Gruppengewalt« der Berliner Kriminalpolizei kommt nach ihren Untersuchungen zu dem Schluss, dass im öffentlichen Durchschnittsbewusstsein etwa 60 % der Jugendlichen als gewalttätig angesehen werden. Gewalt wird also als konstituierendes Merkmal von Jugend gesehen und in der Folge sprechen sich derzeit fast 70 % der Bundesbürger für härtere Strafen aus, während sich die Experten weitgehend einig sind, dass Jugendliche z. B. im Gefängnis erst recht in »schlechte Gesellschaft« und damit endgültig auf die schiefe Bahn geraten. Denn eine einmal eingeschlagene Gewaltlaufbahn wird durch einen Gefängnisaufenthalt nicht unterbrochen – im Gegenteil, die meisten kommen als perfekte Kriminelle wieder heraus.

Auf diese Art und Weise geführte Debatten um Jugendgewalt laufen damit leicht Gefahr, das Problem zu übertreiben, es zum Skandal aufzubauen. Da sie keinen ernsthaften und erfolgversprechenden Beitrag zu seiner Lösung leisten, tappen sie in die »Skandalisierungs-Falle«, die der Jugend- und Gewaltforscher Heitmeyer (1995, S. 426) treffend beschrieben hat.

Sicherlich ist Jugendgewalt nicht von den Medien erfunden worden. Sie bietet jedoch – ebenso wie Katastrophen, Kriege, Massaker und Gräueltaten – auflagen- und einschaltquoten-steigernde Stories. Und deshalb wird Gewalt bisweilen auch schon mal für die Medien inszeniert, wie Seidel-Pielen (1991, S. 14) aus Berlin berichtet: für 200 DM zücken Jugendliche vor der Kamera das Messer, für einige Tausend Mark lieferten sich Gangs authentische Gewaltszenen für das Filmteam. Ohne den Medien hier absichtliche

Gewalteskalation unterstellen zu wollen, bleibt als Fazit, dass gegenüber der verzerrenden Darstellung und Bewertung von Jugendgewalt in den Medien eine gehörige Portion Skepsis geboten ist.

Doch auch diejenigen, die sich wissenschaftlich mit dem Thema Jugendgewalt auseinandersetzen, werden der Problematik nur bedingt gerecht. In ihrer sogenannten **»Normalisierungs-Debatte«** führen sie an, dass nicht erst seit 1991, auch nicht erst nach dem Anschluss der DDR, Jugendgewalt ein öffentliches und veröffentlichtes Thema ist. Jugendliche Gewalttätigkeiten waren auch schon vorher anzutreffen. Da gab es die »Halbstarken« in den 50er Jahren, die Schüler- und Studentenunruhen in den 60ern, Rocker in den 70ern und Punks und Autonome in den 80ern. Heute machen Skins und Rechtsextreme, Fußballfans und Hooligans oder multikulturelle Streetgangs von sich Reden. Die Bereitschaft, Gewalt auszuüben, scheint – in unterschiedlicher Intensität – ein konstitutives, gemeinsames Merkmal vieler Jugendkulturen zu sein.

Diese Ausführungen legen den Schluss nahe, Gewalt von Jugendlichen habe es also eigentlich immer schon gegeben, sie sei somit völlig normal. Heitmeyer sieht hier die sogenannte **»Normalisierungs-Falle«**, die als Gegenstück zur **»Skandalisierungs-Falle«** zu sehen ist, da hier die Argumentationen ebenfalls häufig an der Alltagsrealität von Jugendgewalt vorbeizielten. Gewalttätige Erscheinungen werden lediglich als eine Durchlaufphase gedeutet, die quasi »in der Natur der Jugend« liege – ein vorübergehendes, aus sozialpsychologischer Sicht normales Verhalten insbesondere bei männlichen Jugendlichen. Mit zunehmendem Alter verliere es sich wieder, was an den entsprechenden Kriminalitätsstatistiken abzulesen sei. Also kein Grund zur Beunruhigung? Hier schnappt die »Normalisierungs-Falle« zu, denn Längsschnittstudien konnten zeigen, dass sich meist nur Ort und Art der Gewalt ändern. Die als erfolgreich erfahrenen Verhaltensweisen werden jedoch nicht grundlegend abgelegt,

sondern in der Regel, wenn auch knapp unterhalb der öffentlich und rechtlich diskutierten Gewaltschwelle, weiterpraktiziert.

Die so geführte – wissenschaftliche – Debatte kann das Gewaltphänomen aus der Beunruhigungszone holen. Gewalt wird zur Normalität erklärt und die öffentliche Aufmerksamkeit mit (Über-) Sensibilisierung abgetan. Aktives Handeln ist daher auch nicht nötig, es reicht das Abwarten oder Über-Sehen. Hier besteht allerdings die Gefahr der Verharmlosung und Bagatellisierung.

Um der »Skandalisierungs-Falle« wie auch der »Normalisierungs-Falle« möglichst zu entgehen und sich jugendlicher Gewaltrealität angemessen anzunähern, darf man daher nicht bei der Frage stehen bleiben, ob es »früher« mehr, weniger oder genau so viel Gewalt gegeben hat. Statt *quantitativer Fragen* sollte vielmehr in den Blick genommen werden, welche *qualitativen Veränderungen* sich womöglich im Verhalten von Kindern und Jugendlichen abzeichnen, die wiederum auf Veränderungen in ihren Lebenswelten verweisen. Ausgangspunkt und roter Faden für die folgenden Überlegungen bildet daher das (qualitative) Ergebnis seriöser Jugend- und Gewaltstudien, die **in erster Linie und nach wie vor übereinstimmend Jugendgewalt als Jungengewalt** bezeichnen.

Ist Gewalt tatsächlich in erster Linie ein Jungenproblem?

»... Wir haben uns in die Haare gekriegt und uns total verprügelt. Ich habe immer gegen eine Stelle am Bein getreten und an den Haaren gezogen und habe sie herumgewirbelt. Ich hab' echt büschelweise die Haare vom Kopf gerissen. Ja, und dann hab' ich auch gewonnen.«

Bei dieser kurzen Beschreibung einer handgreiflichen Auseinandersetzung denkt jeder sicherlich zunächst an einen jener »*Miniatur-Rambos*«, wie prügelnde Jungen in letzter Zeit nicht nur in den Sensationsgeschichten der Massenmedien bezeichnet werden. Auch



Jugend- und GewaltforscherInnen sind sich auffallend einig: *»Jugendgewalt ist in erster Linie Jungen-Gewalt«* (Lempert 1993; Kiper 1994; Heitmeyer 1995). Es drängt sich daher nicht gerade die Vorstellung auf, dass hier ein Mädchen von einer Prügelei mit seiner Freundin berichtet. Die 17jährige Sybille erzählt ungewohnte Details über ihre persönlichen Erfahrungen mit Schlägereien und Gewalt. Mit qualitativen, biographieorientierten Methoden wurden mittlerweile 140 offene, problemzentrierte Interviews mit Jugendlichen im Alter zwischen 12 und 21 Jahren aus dem Großraum Köln und dem Landkreis Fulda durchgeführt. 60 der 79 befragten Mädchen ($\cong 80\%$) berichten von teilweise regelmäßigen körperlichen Auseinandersetzungen. Ob Grundschülerin oder Heranwachsende, es kommt immer wieder vor, dass auch sie kräftig zulangt. Und es sind noch nicht einmal ihre Geschlechtsgenossinnen, die vorwiegend dran glauben müssen:

Judith, 12: *»Nur die Jungen hauen wir. Wenn ich mit 'nem Jungen Krach habe, dann hau' ich und wenn ich mit 'nem Mädchen Krach habe, dann sage ich: 'Du blöde Kuh!'«*

Petra, 15: *»Letztes Mal, da hat mich einer total wütend gemacht. Ich wollte ihn sogar umbringen – es war nicht nur Spaß, sondern richtig Ernst.«*

Und ein Junge, der 16jährige Roberto berichtet: *»In unserer Clique sind die Mädchen uns Jungen eigentlich gleich. Die kämpfen aber asozialer – ziehen an den Haaren, pitschen (kneifen), treten oder greifen irgendwo hin ... Das würde ein Junge so nicht machen.«*

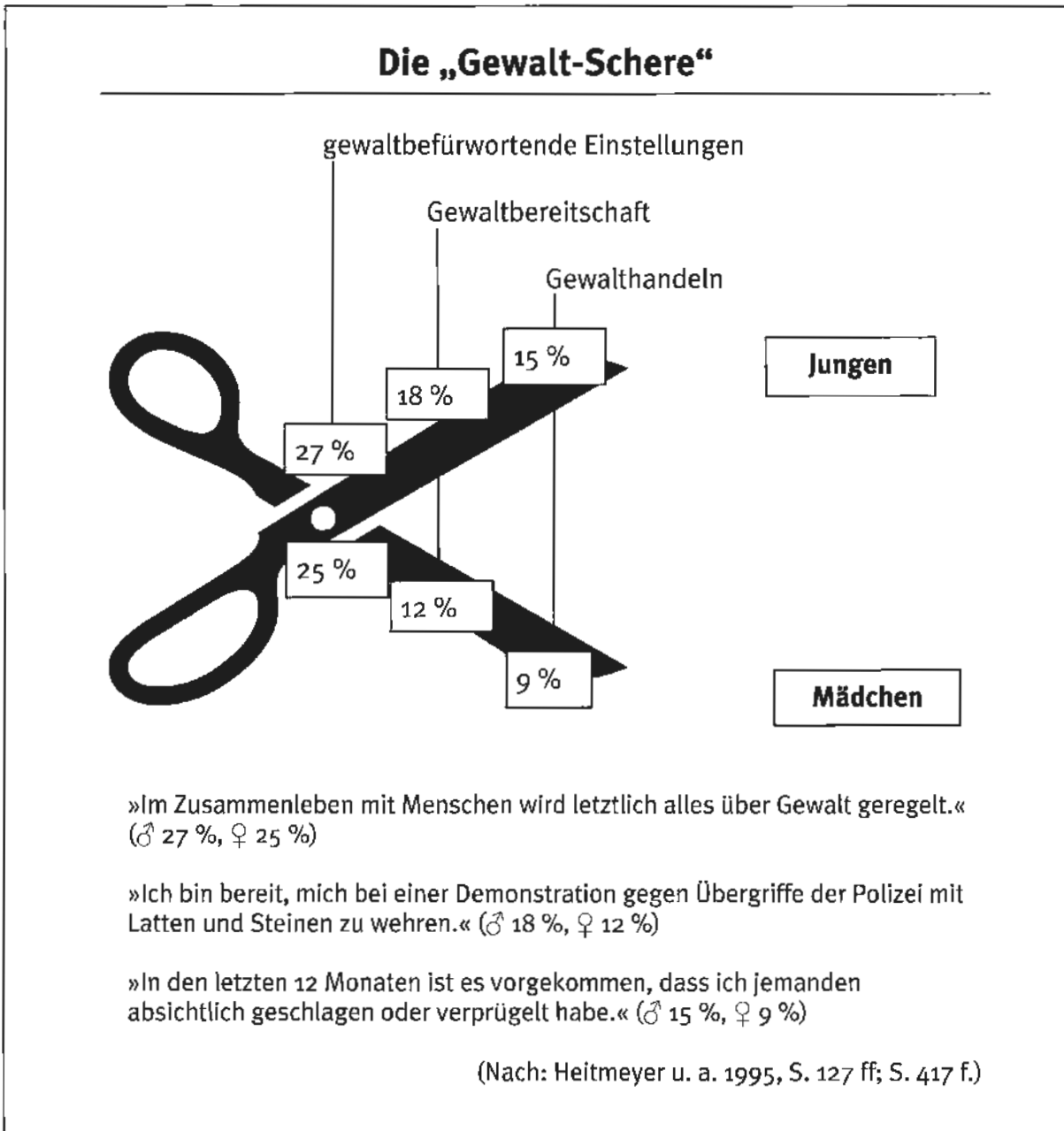
Mädchen, die kämpfen, halten sich also noch nicht einmal an die unter Jungen geltenden Regeln.

Wie passen solche Aussagen, die eine von Mädchen nicht erwartete Gewaltbereitschaft an den Tag legen, zu den alltäglichen Beobachtungen von Pädagoginnen und Pädagogen, die gewalttätige Konfliktlösungen vor al-

lem bei Jungen wahrnehmen und hierin mit den Ergebnissen verschiedener empirischer Studien übereinstimmen? Die Polizeiliche Kriminalstatistik weist – wie in jedem Jahr – überwiegend Jungen und junge Männer als Tatverdächtige im Bereich »Gewaltkriminalität« aus. Und die neueste Statistik der Gemeinde-Unfallversicherung, die alle körperlichen Verletzungen von Schülerinnen und Schülern während ihres Schulbesuchs registriert, untermauert es ebenfalls: Jungen prügeln sich auch in der Schule häufiger und brutaler als Mädchen und verletzen bei ihren Raufereien doppelt so oft ein anderes Kind. Auf den ersten Blick scheinen diese Fakten im Widerspruch zu den oben exemplarisch angeführten Selbstbekenntnissen der interviewten Mädchen zu stehen.

Bei genauerem Lesen findet man jedoch noch etwas anderes. Vergleicht man nämlich die genannten Statistiken aus den letzten zehn Jahren, so zeichnet sich eine auffällige Veränderung ab: Auch wenn insgesamt gesehen gewalttätige Schlägereien nur unwesentlich zugenommen haben, so ist der Zuwachs bei den Mädchen als Täterinnen deutlich größer als bei den Jungen. Heute prügeln sich 64 % mehr Mädchen als noch vor zehn Jahren so brutal, dass Blut fließt. Auch wenn die Gesamtzahl der prügelnden Jungen nach wie vor höher liegt – die Mädchen holen in diesem Bereich kräftig auf. Und die kriminellen Gewaltdelikte von Mädchen haben ebenfalls stärker zugenommen als die der Jungen – auch wenn sie insgesamt gesehen (noch) auf niedrigerem Niveau bleiben. Vor allem im Bereich der schweren und gefährlichen Körperverletzungen legten die Mädchen allein im Vergleich zum Vorjahr bis zu 42 % zu, während die Jungen zum Teil sogar seltener als Täter in Frage kamen.

Zwar zeigt sich nach wie vor eine »Gewalt-Schere« zwischen Mädchen und Jungen, die sich umso mehr öffnet, wenn es um tatsächliches Gewaltverhalten geht.



In den **Einstellungen** der Jugendlichen findet man kaum noch Unterschiede zwischen den Geschlechtern. So ist der Anteil der Mädchen, die von häufigen aggressiven Gefühlen (Aggressionen) berichten, mindestens genauso groß, in manchen Studien sogar größer als jener der Jungen und auch bei den **allgemeinen, Gewalt befürwortenden Einstellungen** gibt es nahezu keine Unterschiede mehr. Ein Viertel aller Mädchen und Jungen ist z. B. der Auffassung, dass im Zusammenleben von Menschen letztlich alles über Gewalt geregelt wird und dass Gewalt zur

menschlichen Natur gehöre. Etwas deutlicher werden die Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen, wenn es um die Frage geht, ob sie selbst ganz **konkret Gewalt einsetzen würden**, um Konflikte zu lösen. 12 % der Mädchen und 18 % der Jungen äußern eine konkrete **Gewaltbereitschaft** und würden sich z. B. bei einer Demonstration gegen Übergriffe der Polizei mit Latten und Steinen wehren. Am weitesten voneinander entfernt sind Mädchen und Jungen, wenn es um **reales Gewalthandeln** geht. 15 % der Jungen und 9 % der Mädchen hatten nach einer Be-

fragung von Heitmeyer in den voran gegangenen 12 Monaten eine absichtliche Schlägerei (1995, S. 127 ff., S. 417 f.).

Bemerkenswert ist auch hier, dass sich die Gewaltschere zwischen Einstellung und tatsächlichem Verhalten weiter schließt. Die Mädchen sind den Jungen dichter denn je auf den Fersen, was bedeutet, dass sie immer häufiger ihre aggressiven Gefühle auch in brutales körperliches Verhalten umsetzen. Und wie die Interviews zeigen, bekennen sie sich mittlerweile auch ganz offenherzig dazu.

Eine Erklärung für diese Veränderungen findet sich in den Aussagen der Mädchen selbst. Sie lösen sich zunehmend aus der Opferrolle und sind nicht mehr bereit, sich alles gefallen zu lassen. Versuche, sie in eine untergeordnete Rolle zu drängen, weisen sie immer häufiger auch mit physischer Gegenwehr zurück. Vor allem die körperlichen Übergriffe von Jungen werden mit Gewalttätigkeiten beantwortet – besonders, wenn bisherige Durchsetzungsstrategien wie verbales Argumentieren versagen:

Birgit, 15: *»Die Jungen versuchen, den Mädchen von klein an zu zeigen: 'Ja, Rambo ist ein Mann, und ihr Mädchen seid nicht gefragt!' Dabei können wir Mädchen total brutal werden. Und dann gucken die Jungen blöd.«*

Und Annika, 16: *»Ein Junge, der wollte mir einen Knaller in den Pullover stecken. Das hatte er schon ein paar Mal versucht. Da habe ich ihm gedroht: 'Lass das, sonst hast du eine hängen!' Und er hat es nicht gelassen – da hab' ich ihn verhauen.«*

Interessanterweise werden mittlerweile auch andere Begründungen, die bisher ausschließlich den Jungen Grund genug für eine Schlägerei lieferten, von den Mädchen angeführt. Sie prügeln sich z. B. mit einer Konkurrentin, die die Beziehung zu einem Freund oder Schwarm auch nur in Frage stellen könnte.

»Zwei Mädchen können sich tierisch streiten um 'nen Typen. Ich bin der Meinung, dass

Mädchen da genauso aggressiv sind wie Jungen!« (Sybille 17)

Oder sie rächen sich, wenn sie sich in ihrer Ehre verletzt sehen. Während der altbekannte »Hurensohn« bisher nur bei Jungen als ritualisierte Kriegserklärung galt mit der Bedeutung »Komm, lass uns schlägern!«, so hat die »Hurentochter« heute bei den Mädchen durchaus die gleiche Funktion. Sie verteidigen ihre Ehre inzwischen selbst und lassen dies nicht mehr durch einen Jungen erledigen.

»... Wenn einer meine Mutter einmischt und sagt, ich wäre eine 'Hurentochter', dann greife ich an!« (Babsie, 12)

»Wenn man halt 'Hure' zu mir sagt, oder sonst was, das gar nicht stimmt, dann flippe ich aus!« (Sabrina 13)

Oder Verena, 19: *»Einmal kommt mir einer entgegen und beleidigt mich, meint 'Hi, Schlampe!' und ich frag' ihn, was das soll. Und da springt der mich einfach an. Also, da raste ich aus ..., also, dem geht's dann ziemlich dreckig ... Ich setz' den einfach eine Zeit lang außer Gefecht!«*

Damit übernehmen die Mädchen und jungen Frauen »männliche« Argumentationsmuster und Verhaltensweisen – und verlassen den Rahmen der traditionellen Frauenrolle. Die einschneidenden Veränderungen in der Lebenssituation von Mädchen und Frauen in den letzten drei Jahrzehnten haben in anderen Bereichen (Schul- und Berufsausbildung, Rauchen etc.) längst dazu geführt, dass sich die »weiblichen« Verhaltensweisen an die »männlichen« angeglichen haben. Offensichtlich ist es bisher nicht so deutlich aufgefallen, dass sie sich auch immer häufiger offen gewalttätig verhalten – was bislang ja als besonderes Kennzeichen von Männlichkeit galt. Eine Jugendliche spricht es deutlich aus: *»Wenn ich schon saufe wie ein Mann, kann ich mich auch prügeln wie ein Mann!«*

Gleichberechtigung bedeutet für die heutigen Mädchen auch das Ausleben eigener Macht-, Aggressions- und Gewaltbedürfnisse. Sie be-

trachten die Teilnahme an diesen Auseinandersetzungen nicht länger als »Männerangelegenheit« im Sinne traditioneller Arbeitsteilung.

Körperliche Auseinandersetzungen, wenn auch in spielerischer Form, mit Risikoverhalten und auch Verletzungen, gehören zur selbstverständlichen Erfahrung heranwachsender Jungen. Für Mädchen bilden sie nach wie vor eher die Ausnahme. Eine Einübung von Gewalt in spielerischer Form findet bei Mädchen also meist nicht statt, und so stellt sich die Frage, wie sie wohl dazu kommen. Und hier sollte man nicht zuletzt an die Wirkung gewalttätiger Medientypen denken. Kinofilme wie »Thelma und Louise« und »Bandit-Queen«, in denen Frauen die Opferrolle verlassen und gewalttätig werden, fallen ebenso auf wie »Eine verhängnisvolle Affäre« oder »Der Tod und das Mädchen«. Buchtitel wie »Gute Mädchen kommen in den Himmel, böse überall hin!« weisen auf diese Veränderungen hin. Und dann gibt es noch jenen Bereich der Frauen-Kriminal-Literatur, der das neue Verhältnis von Mädchen (und Frauen) zu Gewalt ebenfalls deutlich auf den Punkt bringt. Zunehmend bringen Autorinnen in den letzten Jahren Bücher auf den Markt, in denen »Mords-Frauen«, als Täterinnen wohl gemerkt, blutrünstige Verbrechen begehen, indem sie sich für Demütigungen und Quälereien an unliebsamen Geliebten oder Ehemännern rächen. Clevere Detektivinnen lösen unter Einsatz brutaler Gewalt komplizierte Fälle.

»Mir zuckte es in den Händen, ihm den Unterkiefer zu zerschmettern. [...] Ich erreichte ihn mit einem einzigen Satz und versetzte ihm einen so harten Handkantenschlag auf den Arm mit der Pistole, daß der Unterarmknochen brach. [...] Sein rechter Arm hing völlig verdreht nach unten – ich hatte ihm die Elle zertrümmert. „Ihr Jungs seid nicht mehr als ein Haufen Dreck, und ich würde euch alle drei liebend gerne erschießen.“ (Paretky 1986, S. 259 f.)

Diese Bücher werden mit wachsender Begeisterung vor allem von Mädchen und Frauen gelesen (vgl. Pluwatsch 1995). Doch welche Bedeutung muss man solchen Veröffentlichungen zubilligen, da sie doch zunächst einmal nur von fiktiven und nicht von realen Personen handeln? Man kann durchaus vermuten, dass es sich hier um Wunschbilder und in diesem Sinne sicherlich auch um Vorbilder handelt. Die hier beschriebenen »Mords-Frauen« stehen nicht nur zu ihren Aggressionen, sondern sie sind auch in der Lage, diese in Handlungen umzusetzen – so wie es sich vielleicht die Autorin oder manche Leserin für sich selber wünscht – aber (noch) nicht zu leben wagt.

Die folgende Interviewaussage eines Mädchens, das viele Jahre Kampfsport trainiert hat, ähnelt der zitierten Passage aus dem Frauenkrimi in frappierender Weise:

»Einmal ist einer mit 'nem Messer auf mich losgegangen und da habe ich halt getreten. Ich wollte eigentlich seine Hand treffen, aber irgendwie ist der schneller auf mich losgegangen, als ich eingeschätzt hatte. Nun, da habe ich ihn halt falsch erwischt und – irgendwie hat sich dann seine Stimmlage etwas verändert...« (Veronika, 19)

Es sollte daher nicht verwundern, wenn Mädchen ihre Aggressionen auch selber handfest und schlagfertig ausagieren. Keinesfalls soll in diesem Zusammenhang die Gewalt der Jungen gerechtfertigt oder verharmlost werden, andererseits sollen die Mädchen auch nicht in unzulässiger Weise für die Erscheinungsformen von Jugendgewalt verantwortlich gemacht werden. Doch angesichts der Tatsache, dass es (viel zu viele) Jungen gibt, die sich gewalttätig verhalten, darf man nicht in Versuchung geraten, Mädchen schon allein deshalb nur als unschuldige Opfer zu sehen.

Eine generelle Schuldzuweisung an *die Jungen* verstellt den Blick auf die Tatsache, dass auch Mädchen (und Frauen) sich auf vielfäl-

tige Weise gewalttätig verhalten. Und die ebenso wichtigen Fragen, ob sie ihre aggressiven Gefühle womöglich auf eine andere, eher indirekte und verdeckte Art ausleben oder ob es zwischen der Gewalttätigkeit von männlichen Jugendlichen und dem Verhalten der Mädchen einen Zusammenhang geben könnte, können dann nicht mehr gestellt werden. Mädchen und Jungen beeinflussen sich gegenseitig nämlich unentwegt. Um solche Zusammenhänge durchsichtiger machen zu können, muss man allerdings auch die ernüchternde Realität zur Kenntnis nehmen, dass sich Mädchen (und Frauen) unter bestimmten Bedingungen und häufiger als zu meist angenommen, ebenfalls gewalttätig verhalten.

In Historie und Gegenwart lassen sich zahlreiche Belege dafür finden, dass sie in ähnlicher Weise wie Jungen (und Männer) ihre Macht gegenüber Schwächeren missbrauchen, sofern sie sich überlegen fühlen. In der Polizeilichen Kriminalstatistik sind Frauen als Täterinnen bei den Gewaltdelikten »Misshandlung von Kindern« und »Misshandlung von Schutzbefohlenen« beispielsweise fast genauso häufig wie Männer vertreten, was in bisherigen Gewaltdiskussionen wenig beachtet wurde. Und selbst im Bereich des sexuellen Missbrauchs gehen seriöse Schätzungen mittlerweile von einem Täterinnen-Anteil von 10 bis 25 % aus (Kavemann 1994). Aus dem insgesamt niedrigeren Anteil von Mädchen und Frauen an Gewalttätigkeiten kann also nicht einfach geschlossen werden, dass sie weniger aggressiv seien als Jungen und Männer. Mittlerweile drängt sich vielmehr der Eindruck auf, das Mädchen (und Frauen) eine realistische Einschätzung ihrer körperlichen Kräfte haben und deshalb häufig auf handgreifliche Auseinandersetzungen verzichten. Auch die Jugendlichen geben zu, dass sie eher zu Gewalttätigkeiten bereit sind, wenn klar ist, dass sie körperlich stärker sind:

Geli, 14: *»Ich würde auch angreifen, wenn das jetzt einer aus meiner Klasse ist, von dem ich denke, der ist nicht so stark. Kommt*

drauf an. Wenn das ein Großer ist, würde ich den Lehrer holen.«

Lara, 15: *»Als Mädchen habe ich keine Angst vor Jungen. Es gibt so viele Jungen, die sagen immer ganz doll: 'Ich schlage keine Mädchen!' Mit denen hat man es dann ganz leicht.«*

Durch die Veränderungen der traditionellen Frauenrolle fällt es Mädchen offensichtlich leichter, ihre vielbeschworene Friedfertigkeit und Einfühlsamkeit mit Schwächeren aufzukündigen und offene Gewalt zu zeigen. Und nicht alle diese Rangeleien spielen sich unmittelbar im Blickfeld von Erwachsenen ab. Für Jungen bedeutet es nach wie vor einen großen Ansehensverlust, entsprechend ihrem fast ungebrochen gültigen Männlichkeitsbild, wenn sie von einem Mädchen verprügelt wurden. Deshalb können sie wohl in den seltensten Fällen solche Vorfälle eingestehen, von schweren Übergriffen mit Verletzungsfolgen einmal abgesehen.

Daneben gibt es aber noch eine andere Realität: Mädchen äußern ihre aggressiven Gefühle häufig anders als in Form von Brachialgewalt. Sie haben ihre eigene Art, gewalttätig zu sein und diese Art ist sehr viel indirekter und verdeckter. Die wohl häufigste Form ist der verbale Angriff, der zwar offen in Erscheinung tritt, dessen Folgen aber als psychische Verletzung nicht äußerlich feststellbar sind. Dass psychische Gewalt oft sehr viel schmerzhafter und folgenreicher für das Opfer sein kann, ist auch den interviewten Mädchen klar. Ausnahmslos und ohne Einschränkungen ordnen sie verbale Attacken und psychische Druckmittel unter den Begriff Gewalt:

Klaudia, 17: *»Es gibt auch verbale Gewalt, die finde ich viel schlimmer. Weil man da viel verletzt ist. Wenn man körperlich verletzt ist, dann tut's halt weh und blutet. Man kann solche Gewalt mit der Zeit vergessen. Aber bei verbaler Gewalt, da tut's im Innern weh – das ist eben viel schlimmer, das kann man nicht so schnell vergessen.«*

Evi, 15: »*Seelische Schläge oder Prügel ... also Liebesentzug von den Eltern oder Schneiden, Ausgrenzen, Isolieren in der Klasse, das finde ich sehr extrem. Und wenn man jemandem etwas Verletzendes sagt, wenn's sehr persönlich wird und seine schwache Stelle trifft.*«

»*Ich denke, Gewalt fängt schon bei verbaler Gewalt an, so psychische Gewalt wie Einschüchterungen und Lästereien. Es gibt halt Leute, die können sich nicht wehren gegen psychische Gewalt und das ist dann noch schlimmer.*« (Heike, 17)

Obwohl alle Mädchen schon erlebt haben, wie diese Psycho-Attacken – Beschimpfen, Herabsetzen, Ignorieren oder Auspielen der Schwächen – treffen und zum Teil schwerwiegendere Folgen haben als eine ordentliche Prügelei, machen sie doch von diesen Gewaltformen vielfältig Gebrauch. Das extremste Beispiel in den Interviews schilderten Schülerinnen der sechsten Klasse eines Gymnasiums. Sie hänselten, denunzierten und grenzten eine Mitschülerin so lange aus ihrer Clique aus, bis diese einen Selbstmordversuch unternahm. Und dies passierte, ohne dass den Lehrerinnen und Lehrern der Klasse irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen wäre.

Besondere Aufmerksamkeit verdient in diesem Zusammenhang, dass verbale Gewalt körperlichen Auseinandersetzungen in den meisten Fällen vorausgeht. Und hier sind die Mädchen eindeutig die Aktiveren. Welche Auswirkungen solche Verbalangriffe auf Jungen haben könnten, wurde bisher nur in Ansätzen erfasst. Nur eine Studie zu Gewalt und Rechtsextremismus in Nordrhein-Westfalen (Utzmann-Krombholz 1994) nimmt zur Kenntnis, dass 44 % der Jungen sich von Mädchen zu Gewalttätigkeiten provoziert oder angestachelt fühlen. Die interviewten Mädchen jedenfalls wissen um diesen Zusammenhang:

Alice, 19: »*Wenn man Jungs in ein Wortgefecht verwickelt – spätestens nach dem zwei-*

ten, dritten Satz, da hat man 'ne dicke Schlägerei.«

Stelia, 18: »*Die Jungs, die können [von Mädchen] leicht provoziert werden und neigen dann dazu, zuzuschlagen. Die Mädchen sind da etwas zurückhaltender und benutzen erst mal negative Wörter.*«

»*Wenn man jemanden wirklich provozieren würde, dass es dann zu Gewalt kommt, allein diese Provokation ist schon Gewalt.*« (Manuela, 18)

Der verbale ›Erstschlag‹, offensichtlich häufig von Mädchen ausgeführt, scheint eine Reihe der anschließend beobachtbaren Prügeleien von Jungen auszulösen. Die Frage, wer nun TäterIn und wer Opfer ist, lässt sich vor diesem Hintergrund gar nicht mehr so einfach beantworten. Fest steht jedenfalls, dass indirekte psychische Gewalt nur schwer zu beobachten ist. Noch schwerer ist sie in ihrem Ausmaß zu erfassen und in ihren Auswirkungen für die Opfer einzuschätzen. Dies könnte ein Grund dafür sein, dass sich empirische Untersuchungen zum Thema Jugendgewalt nahezu ausschließlich auf körperliche Gewalt mit ihren direkt sichtbaren Folgen konzentrieren: Wunden, Knochenbrüche, Sachbeschädigungen kann man in Augenschein nehmen, zählen oder als finanziellen Schaden abschätzen. Verdecktere Gewaltformen, wie sie vor allem von Mädchen praktiziert werden, fallen entsprechend wenig auf. Auch auf diese Weise schreibt sich immer wieder der Eindruck fest, weibliche Jugendliche seien weniger gewalttätig.

Man muss jedoch davon ausgehen, dass Mädchen und Frauen grundsätzlich gleichermaßen zu aggressiven Reaktionen in der Lage sind wie Jungen und Männer. Auch Frauen bedienen(t)en sich, je nach Situation und dem Maß der ihnen zur Verfügung stehenden Macht, eines breit gefächerten Arsenal direkt und indirekt Formen von Gewalt. Wie mit Aggressionen in Konflikten umgegangen wird, ob eher körperliche oder verbale Strategien zur Konfliktbewältigung

gewählt werden, das hängt entscheidend von sozialen Lernprozessen ab. Und hier haben Mädchen und Jungen bisher meistens Unterschiedliches gelernt.

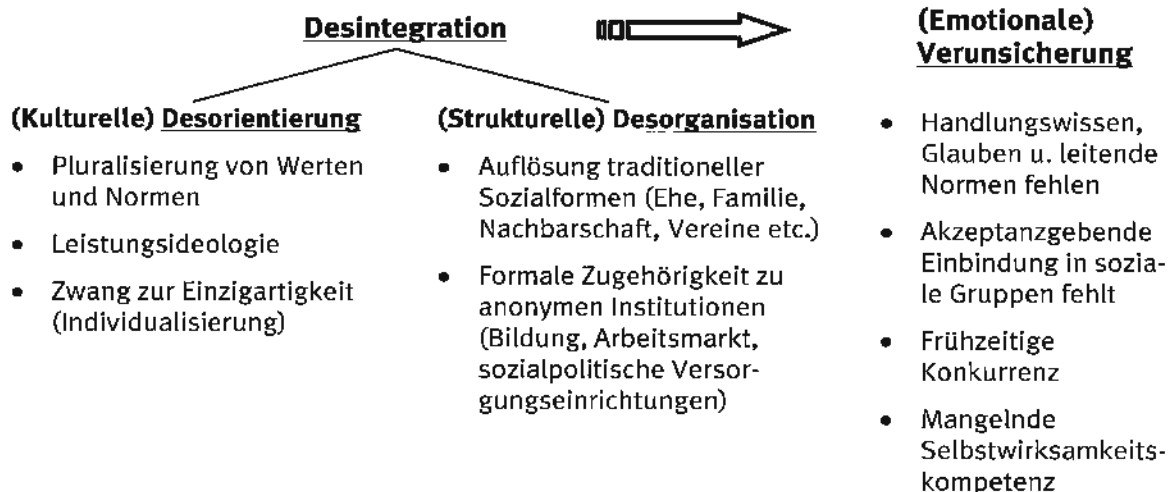
In den hier ausgewerteten Interviews wird selbstdestruktives Handeln von den Mädchen im Zusammenhang mit Gewalt nicht genannt. Aus Studien des Jugendforschers Hurrelmann (Hurrelmann/ Mansel 1991) ist jedoch bekannt, dass gerade Mädchen ihre durchaus vorhandenen Aggressionen auch in Form von Gewalt gegen sich selbst ausagieren oder mit innengerichteten Regulierungsformen wie somatischen und psychischen Erkrankungen reagieren.

Festzuhalten bleibt in diesem Zusammenhang, Evi, Lara, Sandra, Antje – sie alle tun es: sie agieren ihre Aggressionen offensichtlich immer häufiger handfest und schlagfertig aus. Und sie schlagen nicht nur zurück, sondern auch zu. Gleichzeitig gilt es aber auch den Blick zu schärfen für jene Formen

spezifisch weiblichen Gewalthandelns, die definitorisch unter verbale, psychische oder selbstverletzende Gewalt zu rechnen sind.

Und wenn man diesen erweiterten Begriff personaler Gewalt zugrunde legt, entpuppt sich die Vorstellung vom friedfertigen weiblichen Geschlecht schon heute als Mythos. Nach dieser eher phänomenologischen Betrachtung von Mädchengewalt, möchte ich nun den Blick auf den am häufigsten rezipierten Erklärungsansatz zur Entstehung jugendlicher Gewaltbereitschaft und Gewalthandelns lenken. Der Bielefelder Gewaltforscher Heitmeyer entwickelte sein »**Desintegrations-Verunsicherungs-Gewalt-Konzept**« vor dem Hintergrund des Beck'schen Individualisierungstheorems und stellt dabei die negativen Auswirkungen der Auflösung des Sozialen in den Vordergrund. Ich habe zur leichteren Rekapitulation eine konzise Übersicht über die wichtigsten Aspekte dieses Theorieansatzes zusammengestellt.

Desintegrations – Verunsicherungs – Gewalt – Konzept



(in Anlehnung an: Heitmeyer u. a. 1995, S. 56 ff.)

Gewalt
als Verarbeitungsinstrument

Auch wenn Heitmeyer selber sieht, dass eindimensionale Erklärungen für eine Analyse der komplexen, multidimensionalen und prozesshaften Entstehungszusammenhänge von Gewalt nicht ausreichen, lässt sich die Trivalfassung des Desintegrations-Verunsicherungs-Gewalt-Konzeptes folgendermaßen darstellen:

Je mehr Desintegration, umso mehr Verunsicherung, umso mehr Gewalt.

Dieses tendenziell eindimensionale und damit problematische Erklärungsangebot erweist sich denn auch gerade unter geschlechterspezifischem Blickwinkel als sperrig. So weisen Mädchen zwar höhere Verunsicherungswerte auf als Jungen, handeln jedoch (z. Zt. noch) weniger häufig gewalttätig. Dieses Ergebnis lässt sich vor dem Hintergrund der hier vorgestellten Studie noch in die These zurückführen, wenn man einen umfassenderen Gewaltbegriff verwendet, als ihn Heitmeyer und MitarbeiterInnen für ihre Untersuchung zugrunde gelegt haben. Die Einbeziehung psychischer sowie innengerichteter Gewaltformen könnte die Relation von Verunsicherung und Gewalthandeln bei Mädchen wieder »ins Lot« bringen.

Eine qualitativ differenziertere geschlechterspezifische Analyse ist jedoch bei der Ursachenkomponente »Desintegration« nötig. Hier zeigen die Ergebnisse der Interviews, dass für Mädchen insbesondere die strukturelle Desorganisation problematisch ist, während Jungen eher verunsichert durch Aspekte aus der Spalte »Desorientierung« sind. Eine intakte Beziehungsstruktur vor allem in der Familie (und damit ist nicht die formal vollständige Familie gemeint), aber auch in Vereinen oder organisierten Jugendgruppen hält Mädchen am ehesten davon ab, gewalt-sam zu agieren.

Problematische Familienbeziehungen können im Übrigen weder von Mädchen noch von Jungen durch die selbstgewählten Gleichaltrigengruppen kompensiert werden. Als Konfliktlösungsmuster herrscht in den

meisten dieser Gruppen das »Recht des Stärkeren« vor, die Beziehungen – insbesondere homogener Jungengruppen – beruhen eher auf gemeinsamen Aktionen, denn auf gemeinsam geteilten Werten oder emotionalem Rückhalt. Wenn außerdem in diesen Gruppierungen Konformitätsdruck vorherrscht und exzessiver Genuss und Erleben propagiert werden, ist die Gewaltrate überdurchschnittlich hoch. Wenig bedeutsam im Hinblick Gewalaffinität ist für Mädchen z. B. schulischer Erfolg oder die Möglichkeit zur Selbstdarstellung – dies spielt wiederum bei Jungen, die stärker external orientiert sind, eine Rolle.

Was bedeuten diese Überlegungen konsequenterweise für die praktische Arbeit mit Jugendlichen?

Es kann an dieser Stelle selbstredend kein allumfassendes Konzept für eine gewaltpräventive Mädchenarbeit präsentiert werden. Dennoch ist es wichtig, einige zentrale Gedanken noch einmal herauszustellen, um Ansatzpunkte aufzeigen zu können. So gilt es zunächst einmal, den Blick zu schärfen für die verdeckten und zunehmend offen gewalttätigen Verhaltensweisen der Mädchen. Häufig nimmt man sie unter Umständen einfach nicht wahr, nach dem Motto, »dass nicht sein kann, was nicht sein darf«. Eine solche Sichtweise, die Jugendgewalt zum Jungenproblem stilisiert, wird der Komplexität der (interaktionistischen) Zusammenhänge nicht gerecht. Denn Gewalt wird nicht nur situativ, sondern auch diskursiv erfasst. Ob eine Handlung als gewalttätig oder gewaltfrei eingeschätzt wird, ist immer auch abhängig von den Wahrnehmungen und Bewertungen des sozialen Raumes, in dem diese Handlungen stattfinden. Und hier wird deutlich, dass Jugendarbeit bzw. die sozialpädagogischen Fachkräfte in jedem Fall daran beteiligt sind, wenn es darum geht, eine Handlung als Gewalt zu bezeichnen und zu thematisieren. Damit wiederum befindet man sich auf der schwierigen Gratwanderung zwischen angemessener Wahrnehmung und Benennung



des Problems und einer möglicherweise überzogenen Skandalisierung von Mädchen-gewalt. Dieses Problem ist besonders kritisch im Blick zu halten in Zeiten knapper Ressourcen, die zu einer Legitimierung eines durchgängigen Regelangebotes von Jugendarbeit z. B. vor dem Hintergrund jugendlichen Gewalthandelns verführen könnten.

Ein Nachdenken über die hier dargestellte Entwicklung ist aber auch deshalb wichtig, weil man – zumindest in gemischten Jugendgruppen – bisher von den Mädchen eher ausgleichendes, gewaltreduzierendes Verhalten erwarten konnte. Dies könnte – sofern die hier skizzierten Entwicklungen voranschreiten, in naher Zukunft schon ganz anders aussehen. Dadurch entstehen neue Aufgaben für die Mädchenarbeit, die, zumindest mit Blick auf die hier angesprochene Problematik, nicht mehr allein auf ein undifferenziertes **»Mädchen stärken«** setzen sollte.

Während ansonsten Mädchenarbeit in den unterschiedlichsten Institutionen konzeptionell gefestigter dasteht als Jungenarbeit, wird zum Thema Gewalt noch Neuland betreten. Hier liegen aus der Jungenarbeit bereits einige Erfahrungen vor, die sich schlagwortartig mit den Überschriften »Anknüpfen an die Lebenswelten«, »Bereitstellen von Selbstentfaltungsmöglichkeiten«, »Action statt Labern« oder »Auseinandersetzung mit herrschenden Leitbildern« beschreiben lassen. Das bedeutet allerdings keineswegs,

dass sich diese Konzepte im Maßstab 1:1 auf die Arbeit mit Mädchen übertragen ließen.

Für die Arbeit mit Mädchen ist es außerdem wichtig, ihnen Raum zu geben für das Ausdrücken »negativer« und »unweiblicher« Gefühle wie Wut, Zorn und Aggression. Damit ist die Chance verbunden, dass sie ihre aggressiven Impulse in Konfliktsituationen nicht länger in selbstzerstörerischen Verhaltensweisen als Gewalt gegen sich selber richten oder als Anhängsel von Banden stellvertretend von den Jungen ausagieren lassen. Für die Mädchen wäre also darüber nachzudenken, wie sie lernen können, aus sich herauszugehen, sich offen auseinander zu setzen und sich gegen Unterdrückung zur Wehr zu setzen.

Und um Missverständnissen vorzubeugen: Damit ist nicht gemeint, Mädchen wieder einmal kompensatorisch in Selbstverteidigungskursen schlicht zu ermuntern, körperliche Gewalt als probates Mittel der Konfliktlösung einzusetzen. Denn gleichzeitig sollen sie darin bestärkt werden, ihre Sensibilität im Hinblick auf Gewalt zu behalten bzw. zu entwickeln. Es geht nicht darum, das Leitbild des »braven Mädchens« gegen das des »bösen« auszutauschen. Nicht ein Entweder-Oder steht also zur Diskussion, sondern ein Sowohl-als-auch: Fähigkeiten der Selbstbehauptung sind in gleichem Maße gefragt wie die Kompetenzen Einfühlungsvermögen und Rücksichtnahme.

Ursachen und Folgen von Drogengefährdung bei Mädchen und bei Jungen: Sind geschlechtersensible Suchtpräventionsansätze erforderlich?

Bettina Schmidt

Einführung

Mittlerweile haben unzählige Studien belegt, dass Mädchen und Frauen anders gesund und krank sind als Jungen und Männer. Beispielsweise leben Frauen in Deutschland im Durchschnitt sieben Jahre länger, sie nutzen das medizinische Versorgungssystem häufiger, und sie zeigen mehr gesundheitsvorsorgendes und umgekehrt weniger gesundheitsriskantes Verhalten, was sich sehr deutlich am Missbrauchsverhalten bei den legalen und illegalen Drogen (abgesehen von Arzneimitteln) ablesen lässt. Der Einsatz wirksamer geschlechtersensibler Suchtprävention lässt erwarten, dass Jungen und Mädchen gezielter und passgenauer als bisher für vorbeugende Maßnahmen erreicht werden können.

Legal und illegaler Drogenkonsum gilt als typisches gesundheitsriskantes Verhalten, für das der Grundstein im Jugendalter gelegt wird. In den letzten Jahren scheint beim Drogenkonsum zwischen den Geschlechtern eine Angleichung stattzufinden, beispielsweise steigen seit Beginn der 90er Jahre in vielen westlichen Ländern die Tabakkonsumquoten der Mädchen, wohingegen die der Jungen sinken bzw. stabil bleiben (Sasco & Kleihues 1999). Dennoch ist unbestritten, dass nach wie vor eine geschlechtergetrennte Betrachtungsweise auf Drogengebrauch und Drogenmissbrauch erforderlich ist, denn (Schmidt, 2002):

– Mädchen und Jungen scheinen zwar auf oberflächlicher Ebene vergleichbar Drogen zu konsumieren, ein vertiefender Blick allerdings zeigt, dass Jungen in der Regel nach wie vor die »härteren« Konsummuster – in Bezug auf Quantität und Qualität – aufweisen.

- Mädchen und Jungen zeigen nicht allein unterschiedliche Konsumformen, sie konsumieren auch aus unterschiedlichen Anlässen, in unterschiedlichen sozialen Situationen und auf dem Hintergrund unterschiedlicher Risiko- und Schutzfaktoren.
- Außerdem unterscheiden sich die Konsequenzen, die mit Drogenkonsum von Mädchen und von Jungen einhergehen. Sowohl bezüglich der sozialen Bewertung als auch im Hinblick auf die Folgen für die biopsychosoziale Gesundheit sind Unterschiede erkennbar.

Die Unterschiede in den Lebensweisen von Mädchen und Jungen führen demnach zu Unterschieden beim Drogenkonsumverhalten, bei den Bedingungen für übermäßigen Konsum und bei den Konsequenzen riskanten Konsums und machen geschlechtsbezogene Ansätze der Prävention erforderlich. Jungen sind (noch) häufiger unter den regelmäßigen und Vielrauchern zu finden, sie trinken häufiger und mehr Alkohol, sie haben mehr Erfahrungen mit illegalen Drogen, häufiger drogeninduzierte Schwierigkeiten und sind häufiger in drogeninduzierter Behandlung. In den ganz jungen Altersjahrgängen haben außerdem eher die männlichen als die weiblichen Kinder Drogenerfahrungen. Für Mädchen und Frauen ist insbesondere der steigende bzw. nicht sinkende Konsum von Nikotin sowie der weitgehend unerforschte Medikamentenmissbrauch eine bedrohliche und vor allem vermeidbare Quelle gravierender Gesundheitsgefahren.

Biopsychosoziale Begleitumstände des Konsums

Bei der Betrachtung epidemiologischer Studien ist zu beachten, dass die Konsummenge

nicht alleiniger Indikator für eine biopsychosoziale Gefährdung darstellt. Internationale Studien belegen, dass neben Konsummengen und Konsumhäufigkeiten die begleitenden Risiko- und Schutzfaktoren relevant für die Entwicklung riskanter Konsumgewohnheiten sind. Es ist nicht überraschend, dass Mädchen und Jungen sich nicht nur in ihren Konsummustern, sondern auch in den begleitenden Risiko- und Schutzfaktoren voneinander unterscheiden. Zwar gilt für Mädchen und Jungen gleichermaßen, dass die Entwicklung schädlichen Drogenkonsums im Zusammenhang stehen kann u. a. mit genetischen und biologischen Faktoren, Persönlichkeitsmerkmalen, jugendlichem Problemverhalten, frühem Drogenkonsum, Drogenkonsum in der Gleichaltrigengruppe, Familienklima, elterlichem Drogenkonsum, physischem und sexuellem Missbrauch, sozialer und schulischer Einbindung, Schulleistungen, Zukunftsperspektiven, Zufriedenheit, sozialer Schicht oder gesetzlichen Regelungen (Überblick bei Hawkins, Catalano & Miller, 1992), dennoch sind für Mädchen und Jungen unterschiedliche Faktoren unterschiedlich wirksam (Helfferich, 2001). Insgesamt (s. für einen detaillierteren Überblick Schmidt, 2001, 2002) lässt sich festhalten, dass bei Mädchen vor allem geringes Selbstbewusstsein und geringe Selbstwirksamkeitserwartungen, Konflikte, Drogenkonsum in der Familie und im Freundeskreis sowie Belastungen durch das Erwachsenwerden zu der Aufnahme riskanter Konsummuster führen können. Die Einbindung in ein konventionelles Netz sowie eine auf Autonomie angelegte Erziehung schützen Mädchen vor der Ausbildung riskanten Konsums. Das Erwachsenwerden scheint für Mädchen eine bedeutsame Belastung darzustellen. Mit dem Eintritt in die Pubertät verschlechtert sich nicht nur der Gesundheitsstatus, sondern auch das Selbstbewusstsein von Mädchen, gleichzeitig steigt die Inanspruchnahme von medizinischer Hilfe, und auch der Medikamentenkonsum steigt. Konflikte im sozialen Nahraum, also in der Familie oder im Freun-

deskreis, erhöhen die Belastungen für Mädchen und verstärken das Risiko für Substanzmissbrauch. Besonders sexueller Missbrauch gilt als ursächlich verantwortlich vor allem für harten illegalen Drogenkonsum. Da für Mädchen gut funktionierende soziale Beziehungen als bedeutsame Indikatoren für Lebenszufriedenheit erlebt werden und außerdem im Verantwortungsbereich der Mädchen und Frauen liegen, ist anzunehmen, dass konfliktreiche Beziehungen oft als gravierende Belastungen wahrgenommen werden, auf die möglicherweise mit übermäßigem Substanzgebrauch reagiert wird. Religiosität, die Bindung an konventionelle Werte und die stabile Einbindung in ein funktionierendes soziales Netz wirkt protektiv gegenüber der Ausbildung schädlicher Drogengebrauchsformen. Soziale Kontrolle durch Eltern oder andere Erwachsene, weit verbreitete negative Einstellungen gegenüber Drogenmissbrauch innerhalb des umgebenden sozialen Netzwerks, drogenfreie Freunde und drogenfreie Freizeitgestaltung sowie das Bedürfnis, tragfähige Bindungen mit Eltern oder Lehrern nicht zu gefährden, sind Schutzfaktoren gegenüber unerwünschtem risikoreichem Konsumverhalten. Weitgehend unerforscht ist hingegen, ob sich auch soziokulturelle und gesellschaftspolitische Merkmale für den Drogenkonsum von Mädchen und Jungen unterschiedlich auswirken, z. B. ob Rauchverbote in öffentlichen Räumen geschlechtsspezifisch unterschiedlich wirksam sind. Erste Hinweise dafür existieren, dass z. B. Werbung und Werbeverbote, Verkaufsbeschränkungen und Preiserhöhungen für Jungen eine andere Bedeutung als für Mädchen haben. Die Einführung von rauchfreien Räumlichkeiten in den USA hat nur einen Effekt bei weißen Jungen, jedoch nicht bei den Mädchen. Jungen und Männer sind außerdem sensitiver gegenüber Preisänderungen als Frauen und Mädchen. Insbesondere die Ergebnisse von Chaloupka und Pacula (1998) zeigen, dass für Jungen und Mädchen verschiedene politische Maßnahmen unterschiedliche Wirkungen auf das Rauchen auf-

weisen. Offenbar haben die derzeit üblichen Methoden, vor allem Preiserhöhungen und Nichtraucherzonen, eher auf Jungen als auf Mädchen eine positive Wirkung.

Geschlechtersensible Präventionsansätze

Die Unterschiede in den Bedingungsfaktoren und Konsequenzen von mädchenspezifischem und jungenspezifischem Substanzgebrauch machen geschlechtsspezifische Präventionsansätze notwendig. Diese theoretischen Erkenntnisse haben allerdings erst in Ansätzen Eingang in die Praxis gefunden. Bisher ist Suchtprävention überwiegend am »geschlechtsneutralen« Jugendlichen ausgerichtet und zielt damit sowohl an den Mädchen als auch den Jungen vorbei (Turner, Norman & Zunz, 1995). In Deutschland hat die geschlechtsspezifische Suchtprävention erst in den letzten Jahren Eingang in die wissenschaftliche Diskussion gefunden. Die theoretischen Grundlagen sind entsprechend marginal ausgebildet, Praxiserfahrungen existieren, wenn überhaupt, nur im Bereich der mädchenspezifischen Prävention, und die wenigen bestehenden Projekte werden nur in Ausnahmen publiziert (Franzkowiak, Helfferich & Weise, 1998).

Klassische Präventionsansätze

Konzeptionelle Grundlagen klassischer geschlechtsspezifischer Prävention

Innerhalb des traditionellen Präventionskonzepts wird (vereinfacht) davon ausgegangen, dass vor allem die von Mädchen (und auch von Jungen) erlebten Belastungen im Alltagsleben – in der Familie und im Freundeskreis, in der Schule und Ausbildung sowie im Freizeitbereich – zu Drogenkonsum führen können. Dieser Ansatz ist defizitorientiert, Drogenkonsum gilt als Reaktion auf interne und externe Belastungen. Entweder die übermäßig belastende Lebenswelt oder die defizitär ausgebildeten Lebensbewältigungskompetenzen werden als ursächlich verantwortlich für den schädlichen Drogenkonsum

angesehen. Diesem Ansatz liegen zwei zentrale Annahmen zum Drogenkonsum zugrunde:

- a) Drogenkonsum ist generell eine Form problematischen Verhaltens;
- b) Drogenkonsum ist eine ungünstige Bewältigungsstrategie bei Belastung bzw. bei fehlenden alternativen Belastungsbewältigungskompetenzen.

Insbesondere die belastenden Sozialisationsbedingungen stehen bei diesem Ansatz im Zentrum der Betrachtung. Drogenkonsum wird als Reaktion auf die Übernahme der traditionellen weiblichen bzw. männlichen Rolle betrachtet. Die Erfüllung der althergebrachten geschlechtstypischen Rollenaufgaben im Rahmen einer begrenzenden »typisch weiblichen« oder »typisch männlichen« Sozialisation ebnet diesem Ansatz zufolge den Weg in riskanten Substanzgebrauch.

Dem eher defizitorientierten Modell zufolge werden an die weibliche Rolle traditionellerweise Anforderungen gestellt, die zur Verleugnung persönlicher Bedürfnisse, zur Beschneidung des Selbstwertgefühls und zur Nicht-Beachtung individueller psychischer und körperlicher Grenzen »befähigen«. Jungen wiederum, die ihrer Rolle gemäß sozialisiert werden, lernen, ein rein funktionales Körpergefühl zu entwickeln, Gefühle zu unterdrücken und mit Risikoverhalten Männlichkeit zu demonstrieren (Hamburgische Landesstelle gegen die Suchtgefahren e.V., 1996). Die fehlende Breite des für Mädchen und Jungen verfügbaren Verhaltensrepertoires gilt als Quelle von Belastung und als Ursache für fehlende Lebensbewältigungskompetenzen und damit als potenzieller Auslöser für schädlichen Substanzgebrauch.

Geschlechtsspezifische Prävention in der Praxis

Häufig basieren die Präventionsansätze auf dem klassischen defizitorientierten Erklärungsmodell des Substanzgebrauchs (Hamburgische Landesstelle gegen die Suchtge-



fahren e.V., 1996). Die Ziele einer solchermaßen theoretisch angelegten mädchen- bzw. jungenspezifischen Suchtprävention sind auf den Abbau von Defiziten gerichtet. Mädchenspezifische Prävention basiert auf der Prämisse, dass Drogenkonsum das Resultat weiblicher, benachteiligender, begrenzender und beschränkender Sozialisation ist. Die aus diesem Akt der Unterordnung sich entwickelnden Abhängigkeitsverhältnisse können zu Substanz-Abhängigkeit führen. Ziele der mädchenspezifischen Suchtarbeit sind die Stärkung der Selbstbestimmung, Selbstbehauptung und Eigenverantwortung von Mädchen. Hierbei sollen männlich besetzte oder androgyne Fertigkeiten und psychosoziale Kompetenzen vermittelt, das Selbstbild und Selbstbewusstsein gestärkt und die berufliche und private Zukunftsplanung begleitet werden. Zu einem großen Anteil sind die Maßnahmen gekennzeichnet von Geschlechterhomogenität bei Teilnehmerinnen und Leiterinnen, Parteilichkeit und suchtspezifischer Ausrichtung (Franzkowiak, Helfferich & Weise, 1998).

Nach wie vor existieren vereinzelte Versuche, hauptsächlich im Rahmen der außerschulischen Jugendarbeit, explizit jungenspezifische, meist antisexistisch oder emanzipatorisch ausgerichtete Suchtprävention zu leisten. Die antisexistische Jugendarbeit beruht ebenfalls auf einem eher defizit- und problemorientierten Verständnis hinsichtlich männlicher Sozialisation und Persönlichkeitsentwicklung (Hamburgische Landesstelle gegen die Suchtgefahren e.V., 1996). Die Entwicklung zur Männlichkeit ist gekennzeichnet von Risikobereitschaft und Problemverhalten sowie von Defiziten bei spezifischen psychosozialen Kompetenzen. Suchtmittelkonsum erscheint als Reaktion auf die daraus resultierende Belastung. Die Suchtvorbeugungsmaßnahmen, die vor allem primärpräventiv und suchtspezifisch orientiert sind, zielen hauptsächlich auf die Befähigung zu einer gelungenen Lebensbewältigung sowie einer angemessenen Sozialintegration ab. Der Schwerpunkt der Arbeit

liegt auf erlebnispädagogischen Maßnahmen. Hauptsächliche Zielsetzungen jungenspezifischer Prävention sind die Förderung und Erweiterung allgemeiner psychosozialer sowie »typischer« mädchenspezifischer Kompetenzen. Vereinzelt wird die defizitorientierte Perspektive zugunsten einer emanzipatorischen Herangehensweise verlassen; Suchtprävention kann dann auch bedeuten, Spaß zu haben, interessante Dinge zu tun oder eigene Stärken zu entdecken (Vogel, 1997).

Neuere Präventionsansätze

Konzeptionelle Grundlagen neuerer geschlechtsbezogener Prävention

Als Ergänzung zu dem klassischen Ansatz zur Genese von Substanzmissbrauch wurde, vor allem durch die Forschungstätigkeit von Kollip (1997) und Helfferich (1997), der Ansatz des so genannten »Doing Gender« (ins Deutsche nur schwierig übersetzbar mit »Konstruktion sozialer Geschlechtlichkeit«) fruchtbar gemacht. Ausgangspunkt dieses Ansatzes ist, dass Weiblichkeit und Männlichkeit und die Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen sowie Frauen und Männern nicht natürlichen Ursprungs sind und auch nicht durch die passive Übernahme der weiblichen und männlichen Geschlechterrolle entstehen, sondern gezielt und aktiv erzeugt werden, um das eigene Geschlecht zu präsentieren und im Lebensverlauf kontinuierlich und beständig zum Ausdruck zu bringen. Das persönliche soziale Geschlecht wird nicht länger als das erachtet, was Frauen und Männer sind, sondern das, was sie im sozialen Leben dauernd tun (West & Zimmermann, 1987). Die Zugehörigkeit zum weiblichen oder männlichen Geschlecht ist nicht einfach schicksalhaft vorgegeben, sondern wird in sozialer Interaktion hergestellt.

Es ist diesem Ansatz zufolge nicht ausreichend, Mädchen oder Junge zu sein, sondern es ist erforderlich, dies nach außen darzustellen, damit eine eindeutige Identifizierung möglich ist. In der Regel wird das soziale Ge-

schlecht analog zum biologischen Geschlecht geformt, d. h. ein »biologisches« Mädchen wird auch die sozialen Eigenschaften und Verhaltensweisen, die typischerweise Mädchen zugeordnet werden, ausbilden. Notwendig dafür sind umfassende Kompetenzen einerseits in der Handhabung der jeweils »richtigen« Präsentationsweisen, die sich u. a. in Haltung, Bewegung, Kleidung, Gestik, Mimik ausdrücken können, sowie andererseits beim Interaktionspartner in der korrekten Entschlüsselung der demonstrierten Geschlechtlichkeit (Kolip, 1997). Aus der Forschung im Bereich der Transsexualität ist bekannt, wie schwierig es ist, gegengeschlechtliche Verhaltensmuster zu erwerben und authentisch zu präsentieren.

Vor diesem Hintergrund gelten Gesundheit und Krankheit nicht als etwas universal Gegebenes, sondern sind Bestandteile einer über das Medium »Körper« konstruierten sozialen Realität. Der Körper bietet den äußeren Rahmen für die Demonstration der Geschlechtszugehörigkeit. Äußeres Erscheinungsbild und Umgang mit dem Körper dienen der Darstellung des eigenen Geschlechts. Das Geschlecht bestimmt Körpererleben, Gesundheit und Gesundheitsverhalten. Die Konstituierung der eigenen Person als gesund oder krank sowie die Ausübung von Gesundheits- bzw. Risikoverhalten wird durch das Geschlecht vermittelt. Saltonstall (1993) verweist anhand des Beispiels, dass die Einnahme kleiner Mahlzeiten als feminin gilt, auf die Bedeutung geschlechtsspezifischer Konnotationen von (gesundheitsbezogenem) Verhalten. In ihrem Resümee kommt Saltonstall konsequenterweise zu dem Ergebnis, dass »doing of health is a form of doing gender« (Saltonstall, 1993, S. 12).

Der Körper hat gerade im Jugendalter zentralen Stellenwert für Mädchen und Jungen. Durch die mit der Pubertät einhergehenden körperlichen Veränderungen und die in dieser Phase an Jugendliche gestellten zum Teil körperbezogenen Entwicklungsanforderungen (z. B. die Entwicklung einer eigenen sexuellen Identität) wird die Aufmerksamkeit

der Jugendlichen selbst und auch ihrer sozialen Umwelt auf den Körper und die Körperprozesse gelenkt. Unter der Annahme, dass das Jugendalter u. a. davon geprägt ist, sich als Mann oder Frau zu etablieren, lassen sich geschlechtsspezifische Unterschiede in Gesundheit und Krankheit als aktive und funktionale Methode zur Aneignung und Demonstration des eigenen Geschlechts verstehen (Stein-Hilbers, 1994, Kolip, 1997). »Jedes körperbezogene oder körpervermittelte Verhalten muß ... auch als Versuch gewertet werden, Männlichkeit oder Weiblichkeit zu konstruieren« (Kolip, 1997, S. 124f).

Gesundheitsrelevantes Verhalten, etwa in Form von Drogenkonsum wird in diesem Sinne als funktional zur Präsentation des jeweiligen Geschlechts erachtet. »Geschlechtstypischer Substanzkonsum ›staffiert‹ die Geschlechts-Selbstpräsentation ›aus‹ « (Helfferich & Franzkowiak, 1997, S. 76). Ein drastisches Beispiel für die Konstruktion von Geschlechtlichkeit legt Fend (1991, S. 34) dar. Er zitiert aus einem Schulaufsatz eines Sechsklässlers zum Thema: »Wie ich mir die nächsten Jahre meines Lebens vorstelle: Saufen, fressen und Nutten durchficken und klauen und rauchen... Ganz männlich«. Obwohl dies sicherlich nicht die durchschnittliche Zukunftsperspektive von Jungen widerspiegelt, wird sehr deutlich, in welcher Form sich Männlichkeit gestalten lässt und dass Drogenkonsum (sowie Delinquenz und frauenverachtendes Verhalten) hierbei anscheinend zweckmäßig sind. Drogenkonsum bei Jungen ist funktional insofern, als dass damit männliches Erwachsensein und typisch »männliche« Verhaltensweisen demonstriert und gleichzeitig Gefühle von Stärke und Macht erzeugt werden können.

Drogenkonsum ist geschlechterabhängig unterschiedlich ausgebildet. Epidemiologische Daten belegen, dass Substanzgebrauch bei Mädchen angepasster, moderater und auch versteckter ist. Diese Unterschiede lassen sich nicht nur zurückführen auf Geschlechterunterschiede beim Ausmaß an Belastungen, beim Verhalten von Eltern und Gleichalt-

rigen, beim Umfang an Problemverhalten oder bei biologischen Bedingungsfaktoren. Drogenkonsum ist ebenso wie die Wahl der Kleidung oder die Äußerung von Beschwerden und Schmerz auch Methode zur Konstruktion des sozialen Geschlechts. Risikoreiches Verhalten ist eher jungen- und männertypisch. Daher ist es nicht überraschend, dass »harter« Drogenkonsum in deutlich größerem Umfang von Jungen betrieben wird. Konsumhärte ist Ausdruck (schichtabhängiger) Männlichkeitskonstruktion und ist funktional im Sinne der Herstellung von Mannsein in der Adoleszenz (Helfferrich, 1997). Substanzkonsum bei Mädchen ist ebenfalls funktional und dient der Herstellung von weiblicher Geschlechtlichkeit. Der insgesamt eher mäßige Konsum, der Konsum leichter und schlanker Zigaretten und der Konsum von Wein und Sekt symbolisiert u. a. Schlanksein, Schönheit und Erotik, aber auch Selbstbewusstsein, Autonomie und *Savoir-vivre*. Spezifische weibliche Formen des Drogenkonsums können dazu genutzt werden, diese Attribute für sich geltend zu machen. Drogenkonsum im Jugendalter unterstützt demnach Mädchen und Jungen in ihrem Streben nach Demonstration der Zugehörigkeit zum weiblichen bzw. männlichen Geschlecht.

Geschlechtsbezogene Prävention in der Praxis

Anders als die klassische geschlechtsspezifische Suchtprävention basiert die neuere geschlechtsbezogene (zu der begrifflichen Unterscheidung s. Franzkowiak, Helfferrich & Weise, 1998) Prävention auf interaktionstheoretischen und funktionalistischen Grundlagen (siehe z. B. das Ideenbuch zur mädchenbezogenen bzw. jungenbezogenen Präventionsarbeit bei Fromm & Proissl, 1996 bzw. bei Vogel, 1997). Prävention ist nicht länger am Defizitmodell ausgerichtet, wo Mädchen und Jungen als Opfer und defizitäre Menschen betrachtet wurden. Stattdessen werden die Jugendlichen als autonome und

handlungsfähige Personen wahrgenommen, entsprechend ist die aktuelle geschlechtsbezogene Prävention an den Ressourcen und Stärken der weiblichen und männlichen Jugendlichen ausgerichtet (Bültmann, 2000). Drogenkonsum wird weniger als Reaktion auf Belastungen verstanden, sondern in seiner Funktionalität betrachtet. Die Auseinandersetzung mit substanzspezifischen und substanzunspezifischen Aspekten des Drogenkonsums findet unter Berücksichtigung seiner unterschiedlichen Bedeutung für Mädchen und Jungen statt. Bei der Prävention mit Jungen findet z. B. eine Auseinandersetzung mit Männlichkeitsidealen statt, während mit Mädchen beispielsweise individuelle Autonomiebestrebungen bearbeitet werden.

Geschlechtsbezogene Suchtprävention weist drei zentrale Besonderheiten auf:

1. Geschlechtsbezogene Präventionsmaßnahmen finden wahlweise in geschlechtsheterogenen oder in geschlechtshomogenen Gruppen statt. Damit ist einerseits gewährleistet, dass im Umgang mit dem anderen Geschlecht spezifische Kompetenzen, auch gegengeschlechtlicher Art, erworben werden können und andererseits dennoch ein Rückzug in geschlechtshomogene Freiräume möglich ist.
2. Auch die Leitung geschlechtsbezogener Präventionsgruppen wird wechselweise von gleich- und von gegengeschlechtlichen Betreuungspersonen übernommen, um das breite Spektrum »typisch« männlicher und weiblicher Kompetenzen präsentieren und vermitteln zu können.
3. Die Auseinandersetzung mit substanzspezifischen und substanzunspezifischen Aspekten findet unter Berücksichtigung seiner divergierenden Bedingungsfaktoren und Funktionalität für Mädchen und Jungen statt (Franzkowiak, Helfferrich & Weise, 1998).

Die bestehenden geschlechtsbezogenen Präventionsangebote, die in Deutschland existieren, werden überwiegend von Präventionsstellen oder von Beratungsstellen mit Präventionsaufgaben sowie im Rahmen von Modellprojekten durchgeführt und sind vor allem in der außerschulischen Jugendarbeit angesiedelt. Aber auch in der Schule ist es möglich, auf kognitiver und affektiver Verhaltensebene Kompetenzen zu vermitteln, die über die klassischen Verhaltensmuster von »typischen« Mädchen und Jungen hinausgehen, und das Erlebens- und Verhaltensrepertoire erweitern sollen (Theurich-Luckfiel & Janke-Bartsch, 1995). Offenbar geeignet für das schulische Setting sind erlebnispädagogische Maßnahmen, z. B. mehrtägige Reisen, auf denen geschlechtersensible Fragestellungen vertieft bearbeitet werden können und insbesondere das Erleben von Selbstständigkeit, Abenteuer, Stärke, Kommunikation und Kooperation im Vordergrund steht (s. für Beispiele Franzkowiak, Helfferich & Weise, 1998). Auch die Kooperation von Schulen und Fachpräventionsstellen bietet wirkungsvolle Möglichkeiten zur schulischen Mädchen- und Jungenprävention, beispielsweise durch themenzentrierte Gruppenarbeiten oder Workshops, Informationsveranstaltungen, Vorträge oder Ausstellungen, Projekttag, Kunst- und Kulturangebote, Körperübungen, Exkursionen in themenrelevante Einrichtungen sowie durch Fortbildungen für LehrerInnen (Franzkowiak, Helfferich & Weise, 1998).

Für die zukünftige Planung, Entwicklung und Durchführung von Suchtpräventionsmaßnahmen ist zu wünschen, dass vermehrt die Möglichkeiten der subgruppenfokussierten Prävention und Gesundheitsförderung genutzt werden. Dabei sollten verschiedene Zugangswege gewählt, unterschiedliche Methoden angewandt und unterschiedliche Wirksamkeitskriterien zugrunde gelegt werden. Ebenso wie z. B. auch Jugendliche unterschiedlicher ethnischer Zugehörigkeit, benötigen Mädchen und Jungen zum Teil spezifische Angebote und zum Teil spezifische

Module innerhalb übergreifender Präventionsprogramme, außerdem ist eine generelle und grundsätzliche Sensibilisierung für geschlechtsbezogene Fragestellungen innerhalb der Prävention erforderlich.

Literatur

- Bültmann, G. (2000):* Sexualpädagogische Mädchenarbeit: eine Vergleichsstudie im Auftrag der BZgA. Köln: BZgA.
- Chaloupka, F.J. & Pacula, R.L. (1998):* An examination of gender and race differences in youth smoking responsiveness to price and tobacco control policies. Working Paper 6541. Cambridge: National Bureau of Economic Research.
- Fend, H. (1991):* Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Bern: Hans Huber.
- Franzkowiak, P./Helfferich, C. & Weise, E. (1998):* Geschlechtsbezogene Suchtprävention. Köln: BZgA.
- Fromm, A. & Proissl, E. (1996):* Laut-stark und hoch-hinaus: Ideenbuch zur Mädchenspezifischen Suchtprävention. München: Aktion Jugendschutz Bayern.
- Hamburgische Landesstelle gegen die Suchtgefahren e.V. (1996):* Das Gleiche ist nicht dasselbe: Geschlechtsspezifische Suchtprävention mit Mädchen! Und mit Jungen? Hamburg: Hamburgische Landesstelle gegen die Suchtgefahren e.V.
- Hawkins, J.D./Catalano, R.F. & Miller, J.Y. (1992):* Risk and protective factors for alcohol and other drug problems in adolescence and early adulthood: Implications for substance abuse prevention. *Psychological Bulletin*, 112, 64-105.
- Helfferich, C. (2001):* Jugendliches Risikoverhalten aus geschlechtsspezifischer Sicht. In: J. Reithel (Hrsg.), *Risikoverhalten Jugendlicher. Foren, Erklärungen und Prävention.* (S. 331-347). Opladen: Leske + Budrich.
- Helfferich, C. (1997):* »Männlicher« Rauschgewinn und »weiblicher« Krankheitsgewinn. Zeit-

- schrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 17, 148-162.
- Helfferich, C. & Franzkowiak, P. (1997).* Praxis und Theorie der geschlechtsbezogenen Suchtprävention. *Prävention*, 20, 74-76.
- Kolip, P. (1997).* Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter. Opladen: Leske und Budrich.
- Saltonstall, R. (1993).* Healthy bodies, social bodies. *Social Science and Medicine*, 36, 7-14.
- Sasco, A.J. & Kleihues, P. (1999).* Why can't we convince the young not to smoke? In: *European Journal of Cancer* 35, 1933-1940.
- Schmidt, B. (2002).* Suchtprävention – geschlechtersensibel betrachtet. In: W. Farke, H. Grass & K. Hurrelmann (Hrsg.) *Drogenkonsumenten in der ärztlichen Praxis – Legale und illegale Drogen bei Kindern und Jugendlichen*. Stuttgart: Thieme (in Druck).
- Schmidt, B. (2001).* Suchtprävention bei konsumierenden Jugendlichen. Sekundärpräventive Ansätze in der geschlechtsbezogenen Drogenarbeit. 2. Auflage Weinheim: Juventa
- Stein-Hilbers, M. (1994).* Handeln und behandelt werden. In: P. Kolip (Hrsg.), *Lebenslust und Wohlbefinden*. (S.83-102). Weinheim: Juventa.
- Theurich-Luckfiel, E. & Janke-Bartsch, H. (1995).* Mädchenidentität: Mädchenarbeit in der Grundschule. In: H.P. Tossmann (Hrsg.), *Gesundheitsförderung in der Grundstufe*. Neuwied: Luchterhand.
- Turner, S., Norman, E. & Zunz, S. (1995).* Enhancing resiliency in girls and boys. *Journal of Primary Prevention*, 16, 25-38.
- Vogel, G. (1997).* Immer gut drauf? Ideenbuch zur jungenspezifischen Suchtprävention. München: Aktion Jugendschutz Bayern.
- West, C. & Zimmermann, D.H. (1987).* Doing gender. In: J. Lorber & S.A. Farrell (Eds.), *The social construction of gender*. (pp. 13-37). Newbury Park: Sage.

Sexualisierte Gewalt an Jungen und Anforderungen im Kinder- und Jugendschutz

Torsten Kruse

Der folgende Text ist ursprünglich von mir als Redetext für die Tagung »Mädchen hier..., Jungen da...« verfasst worden, die leider ausfallen musste. Da die einladende Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz die geplanten Referate der Tagung dennoch dokumentieren möchte, habe ich den Text in eine lesbare Form umgeschrieben. Grundlage bleibt aber weiterhin mein Redetext, wie sich an der einen oder anderen Stelle vielleicht bemerken lässt.

Die von mir formulierten Statements sind Ergebnisse meiner Arbeit bei WIDERSPRUCH, eine in Schleswig-Holstein tätige Institution, mit Sitz in Kiel und folgender Angebotspalette:

- 1) Beratung für gewaltbetroffene Jungen ab 14 Jahren, männliche Jugendliche und Männer.
- 2) Fort- und Weiterbildungen zu den Themen »Gewalt an und durch Jungen, insbesondere sexualisierte Gewalt«, Gewalt durch Männer, Männliche Sozialisation, Jungen- u. Männerarbeit.
- 3) Installierung und Federführung von Arbeitskreisen.
- 4) Öffentlichkeitsarbeit (Veranstaltungen, Ausstellungen, Pressearbeit).
- 5) Soziale Trainingsmaßnahmen für schlagende Männer. Diese Maßnahmen finden örtlich und räumlich getrennt von der übrigen Widerspruch-Arbeit statt.
- 6) Ein landesweites Modellprojekt »Sexualisierte Gewalt an und durch Jungen« (1998 – 2000).

Insbesondere aus den Erfahrungen dieses Projektes leiten wir unsere Erkenntnisse einer notwendigen geschlechtsspezifischen

Hilfe für von sexualisierter Gewalt betroffene Jungen innerhalb der Kinder- und Jugendhilfe ab. Dazu im Laufe dieses Textes mehr.

Definitionen

Zunächst muss ich erläutern, warum ich von sexualisierter Gewalt spreche und nicht von sexueller Gewalt. Wir haben es in diesem Bereich mit Gewalthandlungen zu tun, die sexualisiert werden und nicht mit Sexualität, die gewalttätig ausgeübt wird. Das ist ein wichtiger Unterschied, besonders auch im Erleben betroffener Jungen und Mädchen. Den Tätern oder auch Täterinnen geht es in der Regel erst in zweiter Linie um Sexualität, in erster um Macht- und Dominanzausübung. Ihrem Gefühl der Macht steht sehr oft bei den Opfern ein Gefühl der Ohnmacht gegenüber. Ein Punkt, der aufgrund geschlechtsspezifischer Bewältigungsstrategien bei betroffenen Jungen eine wichtige Rolle spielt, auf die ich später zurückkomme.

Zwei andere Definitionen sind an dieser Stelle notwendig, damit deutlich wird, was gemeint ist, wenn ich folgende Wörter benutze.

Unter **geschlechtsspezifisch** verstehe ich Kennzeichnungen besonderer Verhaltensweisen, Bewältigungsstrategien, Vorstellungen, Haltungen usw. eines Geschlechtes, die sich Regelmäßig aus der Sozialisation heraus ergeben. Das heißt, sie lassen sich eher einem bestimmten Geschlecht zuordnen.

Geschlechtsbewusst meint die Zuwendung zu Jungen oder Mädchen mit dem Bewusstsein des jeweiligen Geschlechtes. Und zwar sowohl des Geschlechtes der sich zuwendenden Person, als auch des Geschlechtes der Jungen oder Mädchen. Mit anderen Worten: wenn ich mit Jungen arbeite, arbeite ich als Mann mit Jungen und nicht als Erwachsener mit Kindern oder Jugendlichen.



Erkenntnisse

Da sich bisher nur wenige Menschen mit der Problematik der sexualisierten Gewalt an Jungen befasst haben, gebe ich einen Überblick der wissenschaftlichen Erkenntnisse zu diesem Thema.

Zahlen und Fakten

Nationale und internationale Untersuchungen belegen, dass zwischen 8 und 16 % aller Jungen sexualisierte Gewalt erleben (Julius, Boehme, S. 48). Die große Spannweite dieser Zahlen ergibt sich aus den unterschiedlich verwendeten Definitionen zur sexualisierten Gewalt, aus den unterschiedlichen Befragungsmethoden und aus der unterschiedlichen Auswahl der Stichproben. Übersetzt bedeuten die Zahlen: jeder 8. bis 12. Junge wird Opfer sexualisierter Gewalt.

Soziale Orte der sexualisierten Gewalt

57-84% (je nach Studie) der TäterInnen sind den Jungen bekannt (Julius, Boehme, S. 72). Bei den unbekanntem TäterInnen liegen in der Regel exhibitionistische Handlungen vor. Das heißt aber, dass die größte Zahl der Täter oder Täterinnen aus dem sozialen oder familiären Umfeld der Jungen kommen.

Etwa 50 % der betroffenen Jungen werden außerhalb der Familie, aber innerhalb des sozialen Nahraumes sexuell missbraucht. Das sind dann Nachbarn, Freunde der Familie, Erzieher, Sporttrainer, Pfarrer, usw. Fernere Familienangehörige, wie Onkel, Stiefväter oder Cousins stellen zu 15-20 % eine Tätergruppe dar (Widerspruch, S. 24).

Jungen werden zu 80-90 % von Männern und zu 10-20 % von Frauen missbraucht (Widerspruch, S. 24). Der überwiegende Teil von ihnen lebt und fühlt und ist heterosexuell.

Wie bewältigen betroffene Jungen ihre Erlebnisse?

Es gibt natürlich eine ganze Reihe verschiedener Bewältigungsstrategien, die abhängig sind von den Möglichkeiten des einzelnen

Jungen. Ich möchte ein paar herausgreifen, die einer Geschlechtsspezifität unterliegen und denen wir im Rahmen unserer Tätigkeiten immer begegnen:

- a) Negierung, Umdeutung oder Verharmlosung des Geschehenen. Hier fallen dann Sätze wie »Es ist nichts passiert« oder »Es war gar nicht so schlimm« (Widerspruch, S. 25). Die Jungen können nicht aushalten, dass ihnen als Jungen so etwas passiert ist, und dass sie es nicht verhindern konnten. Zudem glauben sehr viele von ihnen, dass sie der einzige Junge auf der Welt sind, dem das widerfahren ist.
- b) Erhebliche Unsicherheit in Bezug auf die sexuelle Orientierung mit zum Teil massiver Abwehr von Homosexualität. »Ein Mann hat Sex mit mir gemacht, bin ich deshalb schwul oder habe etwas Schwulenhaftes an mir, was ihn gereizt hat?« Das fragen sich viele von Männern missbrauchte Jungen und zugleich fürchten sie es, auch wenn sexueller Missbrauch keine Frage von Homo- oder Heterosexualität ist. Homosexualität wird aber möglicherweise von den Jungen in Verbindung gebracht mit ihrem erlebten Missbrauch und sie bewältigen diesen dann unter Umständen durch massives abwehrendes, ja feindliches Verhalten gegenüber allem was als schwul definiert wird.
- c) Männer, die mir nahe kommen sind gefährlich. Ich lasse, wenn überhaupt, nur noch Frauen an mich herankommen. Ein den Jungen nahestehender Mann, so die Regel, hat die emotionale Nähe benutzt, um den Jungen missbrauchen zu können. Der Junge weiß nicht, dass der Mann ganz gezielt und bewusst diese Nähe zu ihm aufgebaut und sein Bedürfnis nach einem emotional für ihn anwesenden Mann missbraucht hat. Große Distanz zu Männern kann die Folge sein. Es gibt viele gute Kumpels aber keine echten Freunde.

- d) »Ich war nicht in der Lage, die Geschehnisse während des sexuellen Missbrauches zu kontrollieren. Ein Mann/ Junge hat aber immer alles unter Kontrolle«. So die Meinung vieler betroffener Jungen. Um sich selber zu beweisen, dass sie dennoch ein Mann/ Junge sind, versuchen sie zukünftig alles zu kontrollieren, besonders ihre Beziehungen und die damit verbundenen Gefühle.

Oder sie versuchen die herkömmlichen Erwartungen an die männliche Identität besonders gut zu erfüllen, um darüber quasi den Beweis des »Mann-Seins« zu leisten. Die Macker in Reinkultur.

- e) Sexualisierung von Gefühlen und Beziehungen ist eine weitere Bewältigungsstrategie. Das kann in Prostitution enden. So haben sehr viele Stricher sexualisierte Gewalt in Kindheit oder Jugend erlebt.
- f) Selber zum Täter zu werden, ist auch eine Form der Bewältigung von betroffenen Jungen. Wir sprechen dann von den sogenannten »Opfertätern«. Männer und damit Jungen lernen heutzutage immer noch das Gefühl der Ohnmacht mit dem Gefühl der Macht zu kompensieren. Ein Junge, der missbraucht wird, fühlt sich extrem ohnmächtig. Um *Herr* zu werden über dieses Gefühl, begibt er sich vielleicht selber in die Position des Mächtigen. Er verhält sich sexuell übergriffig, grenzverletzend oder vergewaltigt ein Mädchen oder Jungen und verschafft sich darüber ein Gefühl von Macht. Seine erlebte Ohnmacht verschwindet dahinter.

Andere Bewältigungsstrategien, wie Suizidversuche, Drogen und Alkohol, Regression, usw. treten ähnlich wie bei betroffenen Mädchen auch bei den Jungen auf. Wichtig sind mir in diesem Zusammenhang aber die eher jungenspezifischen, daher ihre Betonung.

Fallbeispiel

Ein Fall aus unserem Beratungsalltag:

Ein 22jähriger Mann ruft mehrfach an und berichtet, dass er »Sex« mit seiner Mutter hat, seitdem er 11 Jahre alt ist. Dieser »Sex« ist teilweise von erheblicher körperlicher Gewalt begleitet. Er ist emotional und finanziell völlig von seiner Mutter abhängig, eine angesehene, und seit seinem 5. Lebensjahr geschiedene Frau. Sie hat diese Abhängigkeit systematisch aufgebaut und kontrolliert ihn absolut.

Warum berichte ich von diesem zugegebenermaßen äußerst ungewöhnlichen Fall?

Ein 22jähriger Mann ist in der Lage, sich zu wehren, erst recht gegen seine Mutter. So denken bestimmt sehr viele, wenn sie diesen Fallbericht lesen.

Mit dieser Annahme, der ich übrigens bei dem ersten telefonischen Kontakt mit dem Mann selber gefolgt bin, kommen wir direkt auf ein zentrales Problem betroffener Jungen zu sprechen. Ihnen wird oft einfach nicht geglaubt, dass sie sexualisierte Gewalt erleiden, eben weil Jungen

- a) nicht missbraucht werden und/oder weil sie
- b) sich wehren können.

Sexueller Missbrauch, Vergewaltigung, kommerzielle sexuelle Ausbeutung mittels Videofilm oder Fotos, erleiden Mädchen, Jungen doch nicht. Und wenn, dann ist es die Ausnahme.

So erkenntnislos dieses Denken ist, so verbreitet ist es leider immer noch. Auch zum Teil innerhalb der Kinder- und Jugendhilfe, insbesondere bei den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, die noch nicht wissentlich mit einem betroffenen Jungen konfrontiert waren. Die Zahlen, ich habe sie dargestellt, sprechen aber eine ganz andere Sprache. An

dieser Stelle halte ich es daher für wichtig, darzustellen was (potentiell) betroffene Jungen benötigen, um Hilfe bekommen oder auch annehmen zu können.

Was benötigen (potentiell) betroffene Jungen?

Sie brauchen

1. Verständnis und reflektierte Parteilichkeit

Betroffene Jungen benötigen PädagogInnen, BeraterInnen und TherapeutInnen, die Verständnis für ihre besondere Situation aufbringen. Die etwas davon verstehen, wie sich die Jungen fühlen und wie sie versuchen mit der an ihnen begangenen sexualisierten Gewalt klar zu kommen. Ein Verständnis, das frei von Schuldvorwürfen ist und die individuellen Grenzen der Jungen achtet und respektiert. Gerade auch sexuell missbrauchte Jungen brauchen Menschen, die ihnen zur Seite stehen und sie unterstützen. Menschen, die ihre Informiertheit über die geschlechtsspezifischen Besonderheiten sexueller Missbrauchserfahrungen mit einer einführenden Haltung verbinden und sich dadurch reflektiert parteilich verhalten.

Verständnis sollte es auch für die Jungen geben, die Opfer und Täter zugleich sind, die also selber sexualisierte Gewalt ausüben. Es geht dann allerdings um das reine Verstehen ihrer Handlungen, im Sinne des Versuches einer Erklärung vor dem Hintergrund der zurückliegenden Betroffenheit der Jungen. Bagatellisiert oder gar akzeptiert werden dürfen diese Gewalthandlungen aber niemals. Deutliche Grenzen sind als klare Signale diesen Jungen zu setzen.

2. Eine Kultur, die ihre Betroffenheit trägt

Unter Frauen und unter Mädchen existiert eine Kultur, die wenigstens in einigen Bereichen, es anerkennt, aushält und trägt, dass Mädchen oder Frauen von Gewalt betroffen sein können oder real betroffen sind. Unter Männern und unter Jungen gibt es eine solche Kultur so gut wie gar nicht. Es wissen

zwar alle Männer, dass man auch mal ordentlich einstecken muss, dass man auch mal ganz schön auf die Fresse kriegt, aber darüber wird nicht gesprochen. Mann lässt sich keine Hilfe zukommen, man bagatellisiert, wiegelt ab (»alles was nicht tötet, härtet ab«), man gesteht unter Männern keine Ängste. Jeder muss alleine klar kommen. Unter Jungen ist es ähnlich ausgeprägt, spätestens wenn sie mit 10 oder 11 Jahren das »Babyalter«, sprich Grundschulalter, verlassen haben, gelten immer mehr die männlichen Normen der zum Teil gewaltvollen Einsamkeit. Laut polizeilicher Kriminalstatistik von 1992 aber weisen Jungen bei den Delikten Raub, Erpressung, schwere Körperverletzung mit und ohne Waffen und sexuelle Gewalt zusammengenommen eine doppelt so hohe Opferrate auf wie Mädchen (Pfeiffer, Delzer, Enzmann u. Wetzels, S. 62). Nur wie wird in der Öffentlichkeit, im sozialen Umfeld, in den Familien der betroffenen Jungen damit umgegangen? Wenn es denn als Problem überhaupt wahrgenommen wird, wird es häufig bagatellisiert und heruntergespielt. Die Jungen werden oft genug alleine gelassen. Daher halte ich eine Kultur unter Männern und unter Jungen, die aushält und trägt, dass auch Jungen Gewalt erleiden, für zwingend notwendig.

3. Entlastung von Scham und Schuld

Es gibt einen wichtigen Unterschied zwischen Scham und Schuld, wie Leon Wurmser in seinem Buch »Die Maske der Scham« darlegt. So schreibt er auf Seite 150 »Scham bezieht sich vor allem auf eigenes Versagen, darauf, dass man schwach, fehler- und mangelhaft ist; Schuld richtet sich letztlich auf Verletzung von und Angriff gegen das Recht und Bedürfnis des anderen.« Scham richtet sich also eher gegen sich selber »ich schäme mich«, während Schuld gegen jemand gerichtet ist »ich fühle mich jemand gegenüber schuldig«. Viele sexuell missbrauchte Jungen fühlen sich für den Missbrauch nicht nur schuldig, sondern schämen sich zum Teil sehr dafür, dass sie, obwohl sie Jungen sind, missbraucht wurden. Für beide belastende

Gefühle benötigen sie unbedingt eine Entlastung, die zunächst das Zustandekommen des Schuld- und/oder Schamgefühles versteht und respektiert. Im Laufe der Arbeit mit dem Jungen sollte aber versucht werden, sie davon zu befreien und die alleinige Verantwortung für die Tat dem Täter oder der Täterin wiederzugeben.

4. Arbeit an den Bewältigungsstrategien

Wenn wir uns noch einmal vor Augen halten, welche Bewältigungsstrategien betroffene Jungen häufig benutzen oder besser welche ihnen oft nur zur Verfügung stehen (extreme Kontrolle, massive Homophobie, starke Distanz zu Männern, Verharmlosung des Geschehenen, Täterverhalten übernehmen usw.) wird klar, dass mit ihnen an ihren eigenen Bewältigungsstrategien gearbeitet werden muss. Sie sollten gemeinsam mit den Jungen darauf geprüft werden, ob sie für die Jungen und für ihre Umwelt in einem physischen und psychischen Sinne gesund und sozial verträglich sind. Möglicherweise müssen dann mit ihnen andere erarbeitet werden, damit die Jungen Alternativen zur Verfügung haben, die für sie als Jungen akzeptabel und lebbar sind.

5. Kompetente Männer und Frauen

Diese Anforderung versteht sich eigentlich von selbst. Leider, so stellt sich zumindest eine Erkenntnis unseres Modellprojektes dar, kommen betroffene Jungen aber oft genug mit pädagogischen Kräften in Kontakt, die eben nicht kompetent in dem Umgang mit ihren Erfahrungen sind. Weil diese Männer und Frauen entweder bisher nicht mit von sexualisierter Gewalt betroffenen Jungen zu tun hatten und/oder weil sie bezüglich dieser Thematik nicht fortgebildet sind. Ich möchte besonders den pädagogischen Kräften stationärer Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen an das Herz legen, sich bezüglich dieser Thematik fortzubilden. Sie werden mit Sicherheit im Laufe ihrer Arbeit mit einem oder mehreren betroffenen Jungen zu tun bekommen. Vielleicht hatten sie auch schon

mit einem missbrauchten Jungen zu tun, haben aber seine Signale schlichtweg übersehen.

Jungen, die von einem ihnen nahestehendem Mann missbraucht wurden, verhalten sich oft äußerst loyal ihrem Täter gegenüber. Sie möchten zwar den Missbrauch beenden, wollen aber zugleich, den für sie so wichtigen emotionalen Kontakt zu diesem Mann nicht verlieren. Männern in der Arbeit mit betroffenen Jungen kommt hier die große Bedeutung zu, den Jungen Emotionalität in einer nicht-missbrauchenden Art und Weise anzubieten und sie mit ihnen zu leben.

6. Niedrigschwellige Beratungs- und Hilfeangebote

Bekannt ist, wie schwer es besonders älteren Jungen fällt, sich Hilfe zu holen. Mann-Sein und Hilfebedürftigkeit gehört immer noch nicht zusammen. Das bestehende gesellschaftliche Tabu über sexuellen Missbrauch an Jungen zu sprechen und der von dem Täter oder der Täterinnen auferlegte massive Druck auf ihr Opfer, verstärken bei betroffenen Jungen die Tendenz, zu schweigen. Außerdem befürchten viele Jungen bei einem Gang in eine Beratungsstelle auf einen Menschen im weißen Kittel zu treffen, der ihr Innerstes nach außen kehren und ihren Schutzwall einreißen will. Aufklärung, Information darüber, wer wie in welcher Beratungsstelle arbeitet und dort was anbietet tut gerade auch Jungen gegenüber Not. Ein Plakat der Beratungsstelle vor Ort in einer Einrichtung aufzuhängen ist ein Schritt, um auch den Jungen zu signalisieren: es gibt Menschen, die wissen Bescheid über sexuellen Missbrauch an Jungen. Am besten hängt es auf dem Klo, damit sich die Jungen die Telefonnummer notieren können, ohne dass es jemand bemerkt. Vielleicht lässt sich ja auch der Besuch einer Person aus der Beratungsstelle in der Einrichtung, in der die Jungen sich bewegen, organisieren. Dann bekommt die Beratungsstelle ein konkretes Gesicht für die Jungen.

Beratungsstellen sollten zukünftig verstärkt über ihre Zugänge zu betroffenen Jungen nachdenken. Die Frage lautet: wie jugengerecht und anonym kann ich mit meinem Angebot sein?

So ist Beratung über das Internet sicherlich ein lohnender Versuch, den Jungen entgegenzukommen, auch wenn dadurch natürlich nicht alle Jungen angesprochen werden können, einfach, weil sie keinen Computer zu Hause haben.

Handlungsfelder der Kinder- und Jugendhilfe in Bezug auf sexualisierte Gewalt an Jungen

Die Handlungsfelder der Kinder- und Jugendhilfe innerhalb der hier dargestellten Thematik ergeben sich von selbst und bedürfen keiner weiteren Ausführung. Ich benenne sie daher nur. Trennen möchte ich zwischen den Bereichen der Beratung und Intervention und der Prävention, einfach, weil diese Arbeitsbereiche unterschiedliche Anforderungen stellen und unterschiedlicher Settings bedürfen.

1) Beratung und Intervention

Die Beratungslandschaft für betroffene Jungen ist im Bundesgebiet nach wie vor sehr karg. Hier gilt es zukünftig wesentlich mehr spezifische Angebote aufzubauen und vorzuhalten.

2) Präventive Jungenarbeit

Der Begriff der Prävention wird unterschiedlich gefüllt. Es würde zu weit führen, die Diskussion über Prävention hier hinein zu holen. Ich verstehe unter Prävention die Stärkung von Kindern und Jugendlichen hinsichtlich des Schutzes vor sexualisierter Gewalt. Sie sollte zum einen außerschulisch und dort dann sowohl stationär als auch ambulant und zum anderen innerhalb der Schule als Schulsozialarbeit stattfinden.

Natürlich lässt sich die präventive Arbeit auch im Unterricht durch die Lehrkräfte durchführen. Ich halte dies sogar für wün-

schenswert. Doch das ist Aufgabe der Schule, um die es hier nicht geht.

3) Arbeit mit Jungen mit Behinderungen in Bezug auf sexualisierte Gewalt

Mir ist es wichtig dieses Arbeitsfeld besonders hervorzuheben, da wir es hier mit einem mehr oder weniger schwarzen Loch zu tun haben, das durch ein doppeltes Tabu entsteht. Erstens geht es um Missbrauch an *Jungen* und zweitens um den Missbrauch an Jungen mit *Behinderungen*. Dass sich jemand an einen Jungen vergreift, wie es so schön heißt, fällt vielen schon schwer genug, sich vorzustellen. Aber ein behinderter Junge? Vielleicht sogar ein Spastiker?

Gerade behinderte Jungen mit ihren sprachlichen, körperlichen oder auch kognitiven Einschränkungen sind besonderen Abhängigkeiten ausgesetzt und damit teilweise ideale, weil leicht zu kontrollierende, Opfer. Nur bekommen sie in der Regel noch seltener Hilfe als nicht behinderte Jungen. Deswegen mein dringender Appell an alle, die mit Jungen mit Behinderungen arbeiten: vergessen sie bitte nicht, dass sexualisierte Gewalt nicht vor einer Behinderung halt macht, sondern sie möglicherweise erst ermöglicht.

Anforderungen an die Handlungsfelder

Welche Anforderungen stellen sich nun an die jeweiligen Handlungsfelder aus Sicht von Widerspruch?

1) Beratung und Intervention

a) Ein Mann und eine Frau

Es sollten mindestens ein Mann und eine Frau für die Beratungsarbeit zur Verfügung stehen. Aus dem einfachen Grund, dass sich ein betroffener Junge aussuchen kann, ob er lieber von einem Mann oder von einer Frau beraten werden möchte. Ein von einem Mann missbrauchter Junge möchte möglicherweise keinen Beratungskontakt mit einem Mann. Es kann aber auch sein, dass ein betroffener Junge aufgrund seiner Scham lieber mit einem Mann reden möchte als mit einer Frau.

Für die Männer in einer Beratungsfunktion gilt: sie müssen sich mit ihrer eigenen männlichen Identität auseinandergesetzt und diese reflektiert haben. Sie hat großen Einfluss auf den Kontakt mit Jungen, auf den Blick auf sie und auf die Erwartungen an die Jungen. Mit anderen Worten, die eigene männliche Identität des Beraters berührt erheblich die Beratungsarbeit mit betroffenen Jungen. Kann ich es als Mann aushalten, wenn ein Junge vor mir weinend zusammenbricht, ist dabei nur ein, wenn auch extremes, Beispiel.

Auch eine Frau, die in der Beratung tätig ist, muss ihre Vorstellung von männlicher Identität überprüft und reflektiert haben. Denn natürlich tritt auch sie damit an die Jungen heran. Was passiert, wenn ihre Vorstellungen davon, wie Männer und/oder Jungen sein sollten nicht mit den Vorstellungen ihres Gegenübers übereinstimmen oder wenn sich ein betroffener Junge völlig anders verhält als es ihm die Frau aufgrund ihrer Bilder zugesteht? Die Gefahr von Projektionen auf den oder die Jungen ist dann groß, möglicherweise schließt sich damit die Zugangstür zu dem Jungen.

b) Kompetenz

Frauen und Männer in der Beratung sollten natürlich über die entsprechende Beratungskompetenz verfügen. Damit meine ich zum einen das Wissen um geschlechtsspezifisches Erleben und Verarbeiten der sexualisierten Gewalterfahrungen von den Jungen. Und zum anderen eine empathische Haltung den Jungen gegenüber, die ihnen keinen Schmerz einredet, dort wo die Jungen zunächst keinen Schmerz zulassen können oder zulassen wollen. Es geht erst einmal um die Akzeptanz der scheinbaren oder nicht scheinbaren Distanz einiger betroffener Jungen zu ihren Gefühlen und zu ihrem Schmerz. Die Jungen benötigen die Sicherheit, dass der Schmerz sie nicht überwältigt oder *übermannt* wie es so schön heißt.

c) Arbeit mit den nicht-missbrauchenden Vätern

Beratungserfahrungen mit betroffenen Jungen und mit ihren Vätern, die nicht die Täter waren, zeigen leider, dass viele Väter nicht wahrhaben können oder wollen, dass ihre Jungen sexuell missbraucht wurden. »Meinem Jungen passiert so etwas nicht« ist eine der Standardaussagen. Bitter für die Jungen, denen häufig gerade das Annehmen ihres Opferstatus durch ihren Vater ganz wichtig ist. Der Arbeit mit den nicht-missbrauchenden Vätern kommt daher eine wichtige Bedeutung zu. Zwei Aspekte sind dabei zu berücksichtigen:

- Einmal sollte mit den Vätern über ihre Ängste, Sorgen und vor allen Dingen aber auch Vorstellungen davon, wie ihr Junge sich zu verhalten hat, gesprochen werden.
- Und zudem ist dafür Sorge zu tragen, dass sie ihrem Jungen nicht einreden, dass alles nicht so schlimm war, oder dass er sich nicht so anstellen soll. Denn damit würde er dem Jungen möglicherweise eine wichtige Bewältigungsmöglichkeit rauben oder verbauen.

d) Vernetzung

Die Vernetzung ist glücklicherweise eine Standardanforderung in der Gewaltberatungsarbeit geworden, so dass ich hier nicht weiter darauf eingehen möchte.

e) Niedrigschwelligkeit

Da Jungen immer noch erhebliche Probleme damit haben, eine zu welcher Thematik auch immer arbeitende Beratungsstelle aufzusuchen, ist das Beratungsangebot so niedrigschwellig wie möglich aufzubauen. Wege können dabei sein:

- Beratung über das Internet anzubieten, um ihr eine völlig anonymisierte Form zu geben,
- sich mit seiner Arbeit und mit seiner Person in Schulklassen zu präsentieren, um



Vorurteilen und Klischees entgegenzuarbeiten,

- oder Aktionen durchzuführen, die nichts mit der Arbeit zu tun haben, die Jungen aber erreicht und zugleich die Möglichkeit nutzt das Beratungsangebot bekannt zu machen (z. B. Konzerte, Graffitiaktionen).

2) Präventive Jungenarbeit

a) Konzept der Einrichtung hinsichtlich einer möglichen Intervention

Es gibt aus der Präventionsarbeit den schönen Satz »Keine Prävention ohne Intervention«. Wenn also mit Kindern oder Jugendlichen präventiv gearbeitet wird, muss man immer mit Hinweisen auf sexualisierte Gewalt und damit auch mit einer einzuleitenden intervenierenden Maßnahme, die den sexuellen Missbrauch stoppt, rechnen.

Ist daher innerhalb der Konzeption der jeweiligen Einrichtung der Umgang mit Hinweisen auf sexualisierte Gewalt an Jungen ein Thema? Welche Maßnahmen sollen dann laut Konzept von den MitarbeiterInnen getroffen werden? Wie soll der Umgang mit dem oder den betroffenen Jungen aussehen? Und sieht das Konzept die Schulung der MitarbeiterInnen hinsichtlich des Umganges mit Hinweisen vor, damit diese kompetent handeln können? Es ist Aufgabe der Leitung der Einrichtung den konzeptionellen Rahmen auf diese Fragen abzuklopfen und ihn gegebenenfalls zu ändern.

Wenn Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einer Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung Hinweise auf sexualisierte Gewalt an einem ihrer betreuten Jungen bekommen, müssen sie möglicherweise eine Intervention in die Wege leiten. Das heißt, es sollte klare Absprachen darüber geben, wer in der Einrichtung wie welche Schritte übernimmt. Für die MitarbeiterInnen wird es leichter, wenn in dem Konzept wenigstens im Groben einzelne Handlungsschritte vorgegeben sind. Außerdem bedeutet dies in der Konsequenz, dass schon im Vorfeld, also vor einer Intervention, Planun-

gen gemacht, Absprachen getroffen und Kontakte zu anderen wichtigen Institutionen wie Beratungsstellen, Polizei, Jugendämtern usw. geknüpft werden müssen. Besonders im Falle einer Intervention ist eine gut funktionierende und rechtzeitig aufgebaute Vernetzung unabdingbar für das Team einer Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung.

b) Pädagogische Kompetenz

Die pädagogische Kompetenz im Umgang mit betroffenen Jungen muss vorhanden sein, um den Jungen angemessen und kompetent helfen zu können. So genannte Sekundärschädigungen für betroffene Jungen lassen sich nur durch qualifizierte pädagogische Kräfte vermeiden.

c) Konzept einer Jungenarbeit

Grundlage der präventiven Arbeit mit Jungen sollte das Konzept einer Jungenarbeit sein, die sowohl eine geschlechtsbewusste Haltung als auch einen geschlechtsspezifischen Blick auf die Jungen voraussetzt. Ich arbeite als *Mann* mit *Jungen*, die *jungenspezifisch* handeln und *jungenspezifisch* mit Gewalterfahrungen umgehen.

Ich sollte kritisch gegenüber ihren Grenzverletzungen, Übergriffen und/oder ihrem sozial schädlichem Verhalten sein, aber zugleich auch solidarisch mit ihren Problemen, Sorgen, Nöten, Ängsten und Hoffnungen.

d) Trennung zwischen Täter- und Opferprävention

Arbeit mit Jungen bedeutet auch immer wieder die Arbeit an dem sozial schädlichen Verhalten das einige Jungen an den Tag legen. Und präventive Arbeit mit Jungen meint neben ihrer Stärkung als Schutz vor sexualisierter Gewalt auch die Verhinderung der Aneignung sexualisierter Gewaltausübung durch sie. Beides sollte konzeptionell getrennt werden, um eine klare inhaltliche Grundlage für die Arbeit mit den Jungen zu haben. Anders ausgedrückt: spreche ich die Jungen als potentielle Opfer oder spreche ich sie als po-

tentielle Täter an? Selbstverständlich lassen sich nicht immer Vermischungen vermeiden, ist auch zu berücksichtigen, dass Jungen eben auch beides sein können, nämlich Opfer und Täter. Nur je klarer ich mit meinem Anspruch an die Jungen bin, je klarer der Inhalt auf die Opfer- oder Täterprävention ausgerichtet ist, desto klarer ist die Botschaft an die Jungen und desto klarer können sie darauf reagieren.

e) Auseinandersetzung mit eigener männlicher Identität

Die Forderung an Männer, die mit Jungen präventiv arbeiten wollen, sich mit der eigenen männlichen Identität auseinanderzusetzen, unterliegt derselben Begründung wie schon in dem Bereich der Beratung und Intervention. Ich möchte sie an dieser Stelle nicht noch einmal wiederholen.

f) Zugänge zu den Jungen

Last but not least sind natürlich solche Zugänge zu den Jungen zu wählen, die ihnen entgegenkommen und ihre Bedürfnisse ansprechen. Das ist oftmals leichter gesagt als

getan. Ich weiß wie schwierig es manchmal ist, Jungen mit einem Angebot so anzusprechen, dass sie auch kommen und bei der Stange bleiben. Hier sind Kreativität und die Bereitschaft Versuche zu wagen gefragt.

Literatur:

Wurmser, Leon (1990): Die Maske der Scham. Berlin

Pfeiffer, Delzer, Enzmann & Wetzels (1998): Ausgrenzung, Gewalt und Kriminalität im Leben junger Menschen: Kinder und Jugendliche als Opfer und Täter. Sonderdruck der DVJJ zum 24. Deutschen Jugendgerichtstag. Hannover

Julius, Boehme (1997): Sexuelle Gewalt gegen Jungen. Göttingen

Widerspruch (2000): Sexualisierte Gewalt an und von Jungen. Abschlußbericht des landesweiten Modellprojektes (1998-2000). Schriftenreihe von Widerspruch, Nr. 5. Kiel

Grenzen und Brücken

Eine Fortbildungsreihe zur geschlechtsspezifischen Prävention für pädagogische Fachkräfte

Traudel Schlieckau

Mit der dreiteiligen Seminarreihe **Grenzen und Brücken – Geschlechtsspezifische Ansätze und Methoden für die Prävention mit Jugendlichen** hat die **Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen** (LJS) eine vertiefende Weiterbildung zum Thema »Geschlechtsspezifische Prävention« angeboten, die Grundlagenwissen vermitteln und Anregungen für die Praxis geben sollte. Konkrete Erfahrungen aus der Mädchen- und Jungenarbeit sowie Erkenntnisse aus der Geschlechterforschung sollten dabei Berücksichtigung finden. Ziel war es, auf die Zusammenhänge zwischen Geschlecht, Risikoverhalten und Gesundheit aufmerksam zu machen, Pädagoginnen und Pädagogen bei der Erarbeitung eines persönlichen Standpunktes in der Geschlechterfrage zu unterstützen und praxisorientierte Anstöße für eine geschlechtsbewusste Präventionsarbeit mit Mädchen und Jungen zu geben.

In ihrer langjährigen Fortbildungsarbeit hat die Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen immer wieder Fachtagungen und Seminare zu verschiedenen Aspekten geschlechtsspezifischer Prävention angeboten. Grundlage hierfür bildet unter anderem der § 9 Abs. 3 KJHG der festhält, dass der erzieherische Kinder- und Jugendschutz sowie alle anderen Bereiche der Jugendhilfe in ihren Zielen, Aufgaben, Themen und in deren methodischer Umsetzung »die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen zu berücksichtigen, Benachteiligungen abzubauen und die Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen zu fördern« haben.

Doch Aufträge allein, wie hier im KJHG festgeschrieben, reichen für die Entwicklung von Fortbildungskonzepten nicht aus. Es muss ein Bedarf festgestellt werden, der sich beispielsweise bezieht auf:

- die Kompetenz und das Wissen pädagogischer Fachkräfte,
- Lücken bzw. Defizite in der praktischen Arbeit,
- ungünstige Rahmenbedingungen und
- fehlende Forschung.

Der Wunsch, sich intensiver als im Rahmen einzelner Veranstaltungen mit geschlechtsspezifischer Prävention zu befassen wurde 1997 verstärkt von Teilnehmenden verschiedener Seminare an die Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen herangetragen. Damit wurde eindeutig eine Nachfrage signalisiert. Als Defizit in der praktischen Arbeit war derzeit, sowohl in der Mädchen- als auch in der Jungenarbeit, in Schulen und in Einrichtungen der Jugendhilfe eine gewisse Stagnation zu beobachten. Zwar hat sich die Mädchenarbeit – dank vieler engagierter Kolleginnen – bis in die Gegenwart etablieren können, doch hat sich damit der Auftrag der Mädchenförderung in **allen** pädagogischen Arbeitsbereichen nicht erledigt. Argumente wie »das machen wir doch schon seit Jahren« zeugen nicht immer von einer kreativen und zugleich kritischen Weiterentwicklung der inhaltlichen Diskussion bzw. praktischen Arbeit, sondern übernehmen des Öfteren auch eine Alibi-funktion.

Bei der Jungenarbeit gibt es eine überschaubare Gruppe »Jungenarbeiter«, die eine intensive Auseinandersetzung führen und auch gezielte Angebote für Jungen machen. Allerdings gestaltet sich der Prozess, weitere Männer für die geschlechtshomogene Praxis mit Jungen zu gewinnen, ausgesprochen zäh und mühsam.

In vielen Arbeitsfeldern haben pädagogische Fachkräfte mit Mädchen und Jungen gleichermaßen zu tun. Da wäre es sehr hilfreich,

wenn, wie z. B. an Integrierten Gesamtschulen in Niedersachsen, die Klassenleitung von gemischtgeschlechtlichen Teams übernommen wird mit der Option, sowohl in geschlechtshomogenen als auch in gemischtgeschlechtlichen Gruppen unterrichten zu können. Ebenso ist es für Einrichtungen der Jugendhilfe unabdingbar, dass weibliche und männliche Jugendliche gleichgeschlechtliche Ansprechpartner haben.

Für die Bereiche Wissenschaft und Forschung ist festzustellen, dass ein theoretischer Diskurs über den Stellenwert der Geschlechtsidentität in der pädagogischen Arbeit sich erst langsam entwickelt und kaum Untersuchungen über das geschlechtsbewusste Arbeiten mit Kindern und Jugendlichen existieren.

Inhaltliche Vorüberlegungen

1. In der Jugendschutzarbeit hat es eine lange Tradition, den Blick auf die Symptome, die riskanten Verhaltensweisen Jugendlicher, die Gefährdungen zu richten. Entsprechend sind die Arbeitsfelder im Jugendschutz strukturiert: Medienpädagogik, Sexualerziehung und Aidsprävention, Gewaltprävention, Suchtprävention... Diese Einteilung hat dazu geführt, dass viele verschiedene, aber auch gemeinsame Präventionsansätze nebeneinander existieren. Landesstellenintern und auch auf Fachtagungen führen wir seit ein paar Jahren die Diskussion über die Frage, was die Gemeinsamkeiten von z. B. sucht- und gewaltpräventiven Inhalten und Methoden sind, wo es Schnittmengen zwischen diesen Arbeitsfeldern gibt und wo die Grenzen der Vergleichbarkeit liegen. Das Konzept für die zu planende Fortbildungsreihe sollte diesen Diskurs aufgreifen.
2. Unverzichtbar in der geschlechtsspezifischen Erziehung ist nach wie vor die Arbeit mit geschlechtshomogenen Gruppen. Doch muss auch dem koedukativen Alltag in der Praxis Rechnung getragen werden, mit der Konsequenz, gegengeschlechtliche

Arbeitsformen ebenfalls zum Thema zu machen. Geschlechterdemokratie kann nicht jedes Geschlecht für sich allein durchsetzen; es muss einen Dialog zwischen den Geschlechtern darüber geben und zum gemeinsamen Anliegen erklärt werden. Und dieser Dialog braucht einen koedukativen Rahmen.

Geschlechtsbewusstes Denken und Handeln, eine Voraussetzung für geschlechtsbezogenes Arbeiten schlechthin, ist keineswegs selbstverständlich geworden und setzt das permanente Arbeiten an der eigenen Geschlechtsidentität voraus. Die Fortbildungsreihe sollte deshalb das (Selbst-) Bewusstsein fördern, sich als handelnde Frau und als handelnder Mann in der pädagogischen Arbeit zu begreifen und sich an Frauen **und** Männer richten, die mit Jugendlichen arbeiten.

3. Um einen gelungenen Transfer zwischen der Fortbildungsreihe und der Praxis herzustellen, war daran gedacht, zwischen zwei Theoriebausteinen, dem **Grundkurs** (3x ein dreitägiges Seminar) und dem **Aufbaukurs** (2x ein dreitägiges Seminar), eine halbjährige **Projektphase mit einem Supervisionsangebot** (2x ein-tägig) stattfinden zu lassen. Insgesamt dauerte die Fortbildungsreihe mit diesen drei Bausteinen zwei Jahre.

Entsprechend den Vorüberlegungen beauftragte die Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen Peggy Nischwitz und Tim Rohrman mit dem Erarbeiten einer Konzeption und eines Seminarprogramms für pädagogische Fachkräfte in der Jugendarbeit und in der Schule, das folgende Aspekte berücksichtigen sollte:

- **einen übergreifenden Präventionsansatz**
 - bezogen auf die Symptome Gewalt, Sucht und Drogen, Aids...
 - anknüpfend an den Ressourcen weiblicher und männlicher Jugendlicher

- **ein umfassendes Verständnis von gezielter, geschlechtsbewusster Arbeit**
 - mit geschlechtshomogenen Gruppen,
 - mit gemischtgeschlechtlichen Gruppen
 - unter Einbeziehung gegengeschlechtlicher Arbeitsformen
- **einen intensiven Praxisbezug**
 - in den einzelnen Seminaren
 - durch eine supervidierte Projektphase zwischen dem Grund- und dem Aufbaukurs

Förderung durch die Landesregierung Niedersachsen

Die Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen reichte das Konzept mit dem Programm bei dem niedersächsischen Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales ein und beantragte für dieses Angebot Projektmittel. Das Konzept stieß auf Interesse und die Übernahme der Kosten wurde genehmigt, so dass die Teilnehmenden bzw. deren Arbeitgeber nur noch für die Reisekosten und für die Verpflegung und Unterbringung in der Bildungsstätte aufkommen mussten.

Mit einer Auftaktveranstaltung, die sehr gut besucht war, bewarben wir unser »Produkt«. Hier wurde das Interesse des Ministeriums an den Besonderheiten des Fortbildungskonzeptes in einem Grußwort der zuständigen Jugendschutzreferentin deutlich formuliert:

»Es sind nicht nur Konzepte für geschlechtshomogene Gruppen gefragt. In der Alltagssituation befinden sich Mädchen und Jungen meistens in einem koedukativen Rahmen. Der geschlechtsbewusste Blick soll Eingang in die koedukative Praxis finden.«

»Ein weiterer Aspekt spricht für eine Weiterentwicklung der Jungenarbeit: Kann Mädchenarbeit ohne Jungenarbeit, die von der Seite der Jungen auf eine Veränderung des Geschlechterverhältnisses zielt, hinreichend effektiv sein? Denn bei der Jungenarbeit geht es auch darum, rollenstereotype Erwartun-

gen von Jungen gegen Mädchen und Frauen abzubauen.«

»Geschlechtsspezifische Prävention müsste sich auch der Frage zuwenden, warum gerade Kinder und Jugendliche aus sozial benachteiligten Familien in stereotype Rollenbilder fallen und die Lebensentwürfe häufig schematisch verlaufen.« (Grußwort des Niedersächsischen Sozialministeriums für Frauen, Arbeit und Soziales vom 25.11.99)

Evaluation und vorläufiges Resümee

Das Sozialwissenschaftliche Frauenforschungsinstitut der Kontaktstelle praxisorientierte Forschung e.V. der Evangelischen Fachhochschule Freiburg konnte für die Evaluation des Fortbildungsangebots gewonnen werden. Prof. Dr. Cornelia Helfferich in Zusammenarbeit mit zwei Studierenden der FHS, Anne Meinke und Patrizia Zanolli, übernahm die Leitung und legte die Zielebenen der wissenschaftlichen Begleitung fest: (Evaluationsantrag des Instituts vom Februar 2000)

- Projektplanung- und Platzierung
- Projektdurchführung und Projektdynamik
- Zielerreichung bei den Teilnehmenden
- Erreichung weitergehender Ziele

Es wurden verschiedenste Erhebungsinstrumente und Datenquellen für die Evaluation benutzt, z. B. Befragungen, teilnehmende Beobachtung der Seminare, verbunden mit der Dokumentation des Prozesses und der Dynamik, Kurzinterviews, Material aus den Seminaren, um nur einiges zu nennen.

Obwohl das Fortbildungsangebot mit seiner besonderen Zielsetzung eine inhaltliche Lücke füllt und die Ausschreibung breit verschickt wurde, war die Resonanz nicht wie erwartet. Trotz Verlängerung der Anmeldefrist meldeten sich nur 11 Frauen und drei Männer an. (Sie arbeiten in den Bereichen Schule, Schulsozialarbeit, außerschulische Jugendarbeit und einer Beratungsstelle.) Ei-

ne Vergleichsgruppe kam leider nicht zustande. Aus diesem Grund muss mit Einschätzungen und Schlussfolgerungen vorsichtig umgegangen werden.

Die Erwartungen der Teilnehmenden werden nach einer Vorabbefragung von der wissenschaftlichen Begleitung im Zwischenbericht folgendermaßen beschrieben: Vorhanden sind Erwartungen, die sich auf die eigene Person (persönliche Weiterentwicklung) und auf die Anwendbarkeit und Umsetzung der Kenntnisse in die Praxis beziehen.

Geringer vorhanden sind die Erwartungen, wenn es um die Vermittlung von Theorie, das Angebot zur Selbstreflexion, das geschlechtsbewusste Arbeiten in gemischten Gruppen und den gegengeschlechtlichen Blick geht.

Bezogen auf die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschlechtsrolle sieht das anders aus, hier wurde Selbstreflexion von den Teilnehmenden erwartet. Was hingegen die Auseinandersetzung mit dem anderen Geschlecht und dessen Rolle betrifft, da waren die Erwartungen undeutlicher. Allerdings wurde der Dialog zwischen den Geschlechtern (was sich eher auf den Umgang miteinander bezog), gewünscht.

Lediglich »zweimal wurden explizit spezifische Erwartungen bezogen auf die geschlechtsbewusste Arbeit in gemischten Gruppen als neue Herausforderung geäußert (obwohl die alltägliche Praxis sich weitge-

hend in gemischten Settings abspielt)« (...) und »wenig präsent ist auch, dass die Geschlechterbeziehungen in den Teams eine eigene Gestaltungsaufgabe darstellen.« (vgl. Zwischenbericht der wissenschaftlichen Begleitung, Freiburg 3/2001, S. 10)

Was die Erwartungen der Teilnehmenden betrifft, hat sich das Seminarkonzept mit seiner Mischung aus drei Bausteinen – Theorievermittlung, Selbstreflexion, Praxisbezug – als breit genug erwiesen, um unterschiedliche Interessen anzusprechen. Die wissenschaftliche Begleitung kommt zu dem Fazit: »Sowohl nach der subjektiven Einschätzung der Teilnehmenden als auch in der Rekonstruktion der im Kursverlauf veränderten Zielformulierungen und der Seminardynamik zeigt sich, dass die Ziele (...) in hohem Maße erreicht wurden (...): Sensibilisierung des Blicks, Erarbeiten der Geschlechterfragen, Erwerb von Praxiskompetenzen (...). Insgesamt kann am Ende des Grundkurses eine sehr positive Bilanz gezogen werden.« (ebd., S. 34f.)

Da der letzte Aufbaukurs der Fortbildungsreihe im November 2001 erst stattgefunden hat, und deshalb noch kein abschließender Bericht der wissenschaftlichen Begleitung vorliegt, kann an dieser Stelle noch kein Resümee durch die Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen gezogen werden. Dieses wird im Rahmen einer Broschüre veröffentlicht, die im ersten Halbjahr des Jahres 2002 erscheinen soll.

Grenzen und Brücken

Erfahrungen mit einer Fortbildungsreihe zu geschlechtsbewusster Prävention

Tim Rohrmann

Prävention steht in der Fachdiskussion zunehmend im Vordergrund, wenn es um psychosoziale Probleme und selbst- und fremdschädigendes Verhalten von Kindern und Jugendlichen geht. Dabei werden seit einigen Jahren zwei Aspekte immer deutlicher. Zum einen gibt es vielfache Überschneidungen von Präventionsbemühungen in verschiedenen Bereichen wie Gewalt, Sucht oder sexuellen Übergriffen. Dieser gemeinsame Anteil wird mit Begriffen wie *unspezifische* oder *übergreifende Prävention* bezeichnet (wobei dabei das Problem auftaucht, dass das Ziel von Prävention sehr undeutlich wird: was ist es denn, dem »vorgebeugt« werden soll?) oder es wird versucht, ihn durch das Konzept der *Gesundheitsförderung* zu ersetzen (vgl. Paulus 1995), um das viel kritisierte Problem der Defizitorientierung zu überwinden.

Zum anderen wächst die Einsicht dafür, dass die »Risiken des Heranwachsens« von Mädchen und Jungen unterschiedlich erlebt werden und Problemverhaltensweisen mit Fragen des Frau- bzw. Mannwerdens eng zusammenhängen. Die aus der Epidemiologie ablesbare Geschlechterverteilung in den Feldern »harten« bzw. externalisierenden und »weichen« bzw. internalisierenden Problemverhaltens sind ein deutlicher Hinweis auf eine geschlechtsgebundene Funktionalität jugendlichen Risikoverhaltens (vgl. Helfferich 1997).

Sowohl das Verständnis der Ursachen von Problemverhalten als auch Prävention und Gesundheitsförderung erfordern geschlechtsbewusste Herangehensweisen, die beide Geschlechter mit einbeziehen. In der pädagogischen und psychosozialen Praxis werden diese Erkenntnisse allerdings bislang zu wenig umgesetzt. Vor diesem Hintergrund entschied sich die Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen Anfang 1998, Pegg Nischwitz

und mich zu beauftragen, eine längere Fortbildungsreihe zum Thema geschlechtsspezifische Prävention zu konzipieren.

Konzeption

In der Fortbildungskonzeption »*Grenzen und Brücken*« werden geschlechtsbezogene Fragen in erster Linie im Bereich der übergreifenden Prävention verortet; in zweiter Linie geht es darum, einen geschlechtsbewussten Blick für verschiedene Problembereiche zu entwickeln. Grundlage der Fortbildungsreihe ist ein Verständnis von geschlechtsbewusster Prävention als Beziehungsarbeit. Inhaltlich wird auf Erfahrungen aus der Mädchen- und Jungenarbeit sowie auf Erkenntnissen der Geschlechterforschung aufgebaut. Dies schließt die aktuelle Auseinandersetzung mit kritischen Fragen an die Geschlechtertheorie sowie die bisherige Praxis geschlechtsspezifischer Jugendarbeit mit ein (vgl. z. B. Brown & Gilligan, 1994; Connell, 1999; Faulstich-Wieland, 2000; Franzkowiak et al., 1998; Helfferich, 1998; Rose, 2000; Rose & Scherr, 2000).

In Bezug auf praktische geschlechtsbewusste Arbeit mit Kindern und Jugendlichen greift die Konzeption *Grenzen und Brücken* das ganze Spektrum von geschlechtsspezifischer Arbeit in homogenen Gruppen über geschlechtsbewusste Arbeit mit gemischten Gruppen im koedukativen Alltag bis hin zu gegengeschlechtlichen Perspektiven und Arbeitsformen auf. Zudem sind neben geschlechtsbezogenen Faktoren natürlich weitere Aspekte wesentlich, insbesondere das Alter und unterschiedliche Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen.

Die Fortbildungsreihe ist als zweistufiger Kurs konzipiert. In einem Grundkurs mit drei Seminaren werden Grundlagen vermittelt, die in einer anschließenden Praxisphase mit begleitender Supervision in Projekten umge-

setzt werden sollen. Der Aufbaukurs dient der Vertiefung und Weiterführung. Neben dem geschlechtsbewussten Blick auf die Arbeit mit gemischten Gruppen soll die Fortbildung konkrete Arbeit mit geschlechtshomogenen Gruppen initiieren und, im zweiten Abschnitt der Fortbildung, unterstützend begleiten.

Mit der inhaltlichen Positionierung speziell im Präventionsbereich, einer starken Projektorientierung und dem umfassenden Bezug auf das gesamte Spektrum geschlechtsbewusster Arbeit mit Jugendlichen sowie mit dem Angebot der Fortbildung in gemischten Gruppen füllt die Fortbildungsreihe eine inhaltliche Lücke in der Palette von Fortbildungen zu geschlechtsbezogenen Themen.

Durchführung

Die ursprünglich geplante parallele Durchführung zweier Kurse an verschiedenen Standorten war auf Grund zu geringer Anmeldungen nicht möglich. Erst ein halbes Jahr später als beabsichtigt konnte ein Kurs mit vierzehn TeilnehmerInnen beginnen, von denen lediglich drei Männer waren. Dies spiegelt die Realität geschlechtsbewusster Arbeit in der Praxis wieder. Trotz Bedenken entschieden wir uns daher dafür, die Fortbildung durchzuführen und mögliche Probleme auf Grund des ungleichen Geschlechterverhältnisses im Verlauf zu thematisieren. Die Co-Leitung der Fortbildung übernahm Antje Krause, die neben ihrem beruflichen Hintergrund in der Mädchen- und Frauenarbeit auch ihre Erfahrungen aus der Straßensozialarbeit mit gewaltbereiten männlichen Jugendlichen in das Projekt einbrachte.

Die Teilnehmenden kamen zum Teil aus Schule (Unterricht, Beratung, Schulsozialarbeit), zum Teil aus außerschulischer Jugendarbeit (offene Jugendarbeit, Prävention, Jugendpflege, Projektplanung). Die Zusammenarbeit von LehrerInnen und SozialpädagogInnen aus unterschiedlichsten Arbeitsfeldern erlebten wir als Chance und Bereicherung für die Zusammenarbeit.

Quantität und Art der Vorerfahrungen mit geschlechtsbewusster Pädagogik waren sehr unterschiedlich. Nur wenige Teilnehmerinnen und keiner der Teilnehmer hatten längere Erfahrungen mit geschlechtsspezifischer Mädchen- bzw. Jungenarbeit. Die Frauen der Seminargruppe erhofften sich eine Weiterentwicklung von Kompetenzen in der Mädchenarbeit, gaben aber auch zu einem hohen Anteil großes Interesse an Jungenentwicklung und Jungenarbeit an. Das Interesse der Männer an Mädchenarbeit im engeren Sinn war dagegen zu Beginn gering. Für sie stand einerseits Jungenarbeit, andererseits das Verhältnis der Geschlechter im Vordergrund.

Produktive Geschlechterbeziehungen sind zentraler Baustein geschlechtsbewusster Arbeit und wesentlicher Ausgangspunkt von Prävention. Daher waren sowohl geschlechtsgetrennte Arbeitsphasen als auch der Dialog der Geschlechter in gemischten Gruppen und im Plenum konstituierender Bestandteil der Seminararbeit. Ein Problem war dabei der geringe Männeranteil in der Seminargruppe. Dies führte nicht nur manche geplanten Vorgehensweisen ad absurdum – da ab dem dritten Seminar einer der drei Männer fehlte, war eine Teilung in Frauengruppe und Männergruppe nicht mehr möglich – sondern wirkte sich auch auf das Kommunikationsverhalten aus. Die wenigen Männer standen nicht zuletzt als »Repräsentanten« ihres Geschlechts stärker im Vordergrund.

In allen Seminaren wurde auf eine enge Verzahnung von Theorie, Selbstreflexion und Praxis geachtet. Die beiden miteinander verbundenen Herangehensweisen waren einerseits *Bildungsarbeit* im Sinne einer Vermittlung theoretischer und praktischer Kompetenzen, andererseits *Selbsterfahrung* mit dem Ziel, an und mit Geschlechterbeziehungen konstruktiv zu arbeiten. Beide Elemente fördern die Kommunikation der Geschlechter als Grundlage von Geschlechterdemokratie. Die in Selbstreflexion und im Gruppenprozess gewonnenen Einsichten sollen dann in

die Arbeit mit Mädchen und Jungen transferiert werden.

»Scharnier« zwischen den drei Fortbildungsblöcken waren konkrete Zielsetzungen, die von den Teilnehmenden jeweils am Ende individuell formuliert und zu Beginn des folgenden Seminars vorgestellt und überprüft wurden. Dabei stand zunächst eine Sensibilisierung der Wahrnehmung, im weiteren Verlauf dann die Planung konkreter Vorhaben im Vordergrund. Ein wesentlicher Bestandteil ist dabei die Aufforderung, sich für die geleistete Arbeit selbst zu »belohnen«. Im Verlauf zeigte sich, dass die Teilnehmenden zunehmend besser in der Lage waren, ihre eigene Arbeit zu erkennen und wertzuschätzen.

Zusätzlich zu verschiedenen Arbeitspapieren wurde den Teilnehmenden ein Reader mit Fachliteratur sowie eine eigens erstellte umfassende kommentierte Literaturliste zu allen Bereichen geschlechtsbewusster Prävention und Pädagogik zur Verfügung gestellt. Die kommentierte Literaturliste ist inzwischen auch auf der Homepage der LJS Niedersachsen verfügbar, der Reader kann dort bestellt werden.

Verlauf

Das erste Seminar diente der Vermittlung eines Grundverständnisses von geschlechtsbewusster Prävention. Den sach- und methodenorientierten Erwartungen mancher TeilnehmerInnen (Kommentar am ersten Abend: »Wir haben noch nichts gelernt!«) stellten wir einen beziehungsorientierten Ansatz gegenüber. Ausgehend vom Rückblick in die eigene Lebensgeschichte wurde Ermutigung zum zentralen Thema des Seminars und zum konkreten Ansatzpunkt für die praktische Arbeit mit Mädchen und Jungen.

Gegenstand des zweiten Seminars war die inhaltliche Auseinandersetzung mit geschlechtsbezogener Entwicklung sowie dem Präventionsbegriff. Als Einstieg in die Diskussion wählten wir die provokativen Thesen von Rose und Scherr (2000) zum Stand der

geschlechterdifferenzierenden Pädagogik. Dabei wurde zunächst ein sehr heterogener Wissensstand deutlich. Eine Schlüsselerfahrung insbesondere für manche TeilnehmerInnen war die Auseinandersetzung mit Brüchen in der Entwicklung vom Mädchen zur Frau. Die TeilnehmerInnen brachten ihre Kompetenzen unter anderem dadurch ein, dass sie im weiteren Verlauf der Fortbildungsreihe konkrete Übungen (»Energizer«) mit der Gruppe durchführten.

Das dritte Seminar begannen wir mit einer »Vorbildgalerie«. Hier stellte sich interessanterweise heraus, dass für unsere TeilnehmerInnen gleichgeschlechtliche Vorbilder vor allem im Erwachsenenalter von Bedeutung waren – im Kindes- und Jugendalter ergaben sich dagegen sehr unterschiedliche Bilder mit gleich- und gegengeschlechtlichen Bezugspersonen. Für uns blieb die Frage offen, ob die Bedeutung gleichgeschlechtlicher Vorbilder für die Entwicklung von Mädchen und Jungen in der geschlechtsbewussten Pädagogik möglicherweise überschätzt wird.

Hauptgegenstand des Seminars war die Konkretisierung von Projekten für die Praxisphase. Höhepunkt war eine »Ideenbörse«, auf der die TeilnehmerInnen realistische und eher fantastische Übungen und Praxisprojekte vorstellten – von der Atem-Körperübung »Energeticum« bis zum Schulprojekt.

Begleitend zur Praxisphase wurde Supervision angeboten. Im Vordergrund der Reflexion standen dabei in vielen Fällen nicht die Arbeit mit Jugendlichen oder das konkrete praktische Vorgehen, sondern Aspekte der kollegialen Zusammenarbeit und institutionelle Strukturen. Thematisiert wurden zum Beispiel Konflikte und verdeckte Konkurrenz unter Frauen, Spannungen in gemischten Teams sowie Rollen weiblicher und männlicher PädagogInnen in der Arbeit mit Jungen. Auf der strukturellen Ebene stand mehrfach im Vordergrund, dass mangelnde Zeit für Vorbereitung und Reflexion (z. T. in Verbindung mit nicht angemessener Vergütung) ei-

schlechtsbewusster Pädagogik erschwert oder verhindert.

Anknüpfend an die Supervisionen waren Geschlechtersysteme in institutionellen Strukturen ein Hauptthema des vierten Seminars, das für die Auswertung der Praxisphase und inhaltliche Vertiefung vorgesehen war. Es wurde vom Terroranschlag auf das World Trade Center überschattet, der das Seminar in der Mitte unterbrach. Angesichts der massiven Eskalation der Gewaltspirale, die lange Bemühungen um friedliches Miteinander in kurzer Zeit zerstören kann, sind Zweifel am Sinn der »kleinen Schritte« präventiver Bemühungen nur zu verständlich. Für uns ging es darum, einen Ausdruck für die innere Bewegtheit zu finden und erste Ansätze für die persönliche und pädagogische Auseinandersetzung mit der aktuellen Situation zu entwickeln.

Auf dem letzten Seminar wurden die auf dem zweiten Seminar festgehaltenen Ergebnisse der Diskussion der Thesen von Rose & Scherr erneut aufgegriffen – nun auf einem deutlich höheren Niveau. Von den TeilnehmerInnen wurde insbesondere die Bedeutung von gleich- und gegengeschlechtlichen Bezügen für Entwicklung und Pädagogik sehr differenziert diskutiert. Thematisiert wurde weiter die Funktionalität von Risikoverhalten (vgl. Helfferich, 1998) – unter anderem an eigenen Beispielen aus der Jugend der TeilnehmerInnen (an der Spitze rangierten riskantes Autofahren und ungeschützte Sexualkontakte).

Schwerpunkt waren dann zum einen die Zusammenhänge von Körper, Identität und Geschlecht in Theorie und praktischer Arbeit. Zum anderen wurde die Praxis der pädagogischen Arbeit mit dem anderen Geschlecht besprochen, insbesondere von Frauen mit Jungen. An einem Beispiel wurde deutlich, dass Schwierigkeiten von Frauen, mit aggressiven Jungen zu arbeiten, möglicherweise mehr mit geschlechtstypischen Konflikt(vermeidungs)verhalten der Frauen zu tun haben als damit, das ein bestimmter Jun-

ge »Männer braucht«. Es gibt viele gute Gründe dafür, dass Männer mit Jungen arbeiten sollten. Die Delegation von Gewaltprävention an durch Männer durchzuführende Jungenarbeit (»die können das überzeugender rüberbringen, weil sie selbst einmal Jungen waren«) könnte jedoch auch an den Satz erinnern: »Warte nur, bis Papa nach Hause kommt, dann setzt es was!« Die pauschale Frage danach, ob Frauen »Jungenarbeit machen können« (und entsprechend Männer mit Mädchen arbeiten können), wurde daher ersetzt durch die Konkretisierung: *Was kann ich – als Mann, als Frau – mit welchen Jungen (bzw. Mädchen) machen, zu welchem Thema, in welcher Situation? Wo sind die Grenzbe- reiche – vor allem: meine persönliche Gren- zen?*

Fazit: Am Ende große Zufriedenheit, sowohl auf der persönlichen als auch auf der fachlichen Ebene, aber auch die Feststellung, dass trotz zweier Jahre die Zeit nicht gereicht hat, weil so viele komplexe Fragen noch unbeantwortet sind. Für die TeilnehmerInnen und uns als Leitung ist gerade das ein Qualitätsmerkmal: Je mehr wir uns mit geschlechtsbezogenen Fragen befassen, desto weniger gibt es einfache Antworten...

Erste Einschätzung

Die positiven Rückmeldungen sowohl der TeilnehmerInnen als auch der begleitenden Evaluation haben uns darin bestärkt, geschlechtsbewusste Arbeit entscheidend als Herstellung von Beziehungen zu verstehen. Damit kann sie sowohl »Scharnier« zwischen Selbstreflexion und Arbeit mit Zielgruppen sein als auch zwischen Geschlechtertrennender und zusammenführender Arbeit. Die Akzentuierung von Ermutigung und Sicherheit statt einer konfrontativen Thematisierung von Geschlechterspannungen zu Seminarbeginn ermöglichte gemeinsame Entwicklungsprozesse, einen Abbau von Widerständen und eine Öffnung für die fachlichen Inhalte (vgl. Helfferich et al., 2001). Im Verlauf führte das nicht nur zu einer guten Gruppenatmosphäre und großer Bereitschaft, die ei-

gene Praxis kritisch zu reflektieren, sondern auch zu einem hohen Niveau der Auseinandersetzung mit geschlechtsbezogenen Fragen.

Eine Schlüsselrolle in der Semindynamik nahm eine ausführliche Prozessanalyse im zweiten Seminar ein, die es ermöglichte, »verdeckte« Themen zu bearbeiten und damit Blockaden im Prozessverlauf auflöste. Ein derartiges Vorgehen erfordert jedoch – wie auch die praxisbegleitende Supervision – therapeutische Qualifikationen auf Seiten der Leitenden solcher Fortbildungen.

Für uns als Teamer war die Fortbildungsreihe eine Herausforderung und ein spannendes Experiment. Immer wieder wurde deutlich, wie sehr die bearbeiteten Themen mit ureigenen persönlichen Erfahrungen, Ängsten und Bedürfnissen zu tun haben. So ließ sich kein Programm »durchziehen«, und wir veränderten immer wieder das ursprünglich geplante Vorgehen. Viel verdanken wir der Bereitschaft der Teilnehmenden, sich auf ungewohnte Sichtweisen, Erlebnisse und Arbeitsformen einzulassen und bisherige Selbstverständlichkeiten in Frage zu stellen. Auch wir selbst sehen manches anders als vor zwei Jahren. Ich erinnere mich an einen Moment, wo wir uns fragten, wer eigentlich überhaupt Mädchen- und Jungenarbeit braucht: Die Jugendlichen – oder nicht eher vor allem die Pädagogen und Pädagoginnen?

Wir stießen auch an unsere eigenen Grenzen, stolperten über geschlechtstypisches Verhalten in unserer Zusammenarbeit an Stellen, an denen wir das nicht erwartet hätten. Unter der ständigen Beobachtung unserer Evaluationsfachfrauen stellten wir uns Fragen intensiver als sonst. Bedeutet Geschlechtergerechtigkeit, dass Frau und Mann als Leiter immer gleich viel sagen müssen? Wie gehen wir mit persönlichen Stärken und Schwächen um, wenn wir damit genau geschlechtstypische Muster widerspiegeln? Uns gelingt es immer besser, Brücken zu bauen, uns nicht mit eigenen Ansprüchen zu überfordern und

über uns selbst zu lachen. Und, nicht zuletzt: Miteinander Spaß zu haben!

Literatur

- Betrifft Mädchen (2000):* Paradigmenwechsel? Stand und Perspektiven der Mädchenarbeit. *Betrifft Mädchen* 3-2000.
- Brown, Lyn & Gilligan, Carol (1994):* Die verlorene Stimme. Wendepunkte in der Entwicklung von Mädchen. Frankfurt: Campus.
- Connell, Robert W. (1999):* Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske & Budrich.
- Faulstich-Wieland, Hannelore (2000):* Sozialisation von Mädchen und Jungen – Zum Stand der Theorie. *Diskurs* 2/2000, 8-14.
- Franzkowiak, Peter/Helfferich, Cornelia/Weise, Eva (1998):* Geschlechtsbezogene Suchtprävention. Praxisansätze, Theorieentwicklung, Definitionen. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Helfferich, Cornelia (1998):* Adoleszenz im Kontext. Weibliche und männliche Entwicklung oder die Entwicklung der Geschlechterrelationen. *jugend & Gesellschaft*, 4/98, 4-6.
- Helfferich, Cornelia (1997):* »Männlicher« Rauschgewinn und »weiblicher« Krankheitsgewinn? Geschlechtsgebundene Funktionalität von Problemverhalten und die Entwicklung geschlechtsbezogener Präventionsansätze. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 17 (2), 148-161.
- Helfferich, Cornelia (1994):* Jugend, Körper und Geschlecht. Die Suche nach sexueller Identität. Opladen: Leske + Budrich. (Neuaufgabe 1999)
- Helfferich, Cornelia/Meinke, Anne/Zanolli, Patricia (2001):* Fortbildungsreihe »Grenzen und Brücken. Geschlechtsspezifische Ansätze und Methoden für die Prävention mit Jugendlichen«. Zwischenbericht der Evaluation nach drei Seminareinheiten des Grundkurses. Freiburg: Unveröffentlichtes Manuskript.

Neubauer, Gunter & Winter, Reinhard (2001): So geht Jungenarbeit. Geschlechtsbezogene Entwicklung von Jugendhilfe. Stiftung SPI Berlin: Bundesmodell »Mädchen in der Jugendhilfe« (Hg.). Berlin: Stiftung SPI Berlin. Kostenlos erhältlich beim Bundesministerium FSFJ, Peter Kupferschmid oder Frau Böhnke, 53107 Bonn (Tel.: 0228-930-2883; schriftliche Bestellung oder Fax 0228-930-4160)

Nischwitz, Peggy & Rohrmann, Tim (1998): Grenzen und Brücken. Geschlechtsbewußte Herangehensweisen und geschlechtsspezifische Ansätze in der Prävention. Konzeption für eine Fortbildungsreihe für die Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen. Hannover: Landesstelle Jugendschutz.

Rohrmann, Tim / Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen (Hg.) (2001): Prävention und Geschlecht. Eine kommentierte Bücherliste für pädagogische Fachkräfte. Hannover: Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen.

Rohrmann, Tim (2001): Stichwort Jungensozialisation. In: Körner, Wilhelm & Bange, Dirk (Hg.): Handwörterbuch Sexueller Missbrauch. Göttingen: Hogrefe.

*Rose, Lotte & Scherr, Albert (2000): Der Diskurs der Geschlechterdifferenzierung in der Kinder- und Jugendhilfe. Ein kritischer Blick. *Deutsche Jugend* 48 (2), 65-74.*

Zur Umsetzung des Gender-Mainstreamings im Kinder- und Jugendplan des Bundes

Empfehlungen der AGJ

In den ab dem 1.1.2001 in Kraft getretenen Richtlinien des Kinder- und Jugendplans (KJP) wird die Forderung nach Gender-Mainstreaming und die Hervorhebung der Notwendigkeit geschlechterdifferierender Zugänge bei allen aus dem KJP geförderten Maßnahmen als eine Aufgabe von besonderer Bedeutung verankert.

Damit findet auch eine alte Forderung der Fachkräfte der Jugendhilfe, Mädchenarbeit als eigenständigen Handlungsansatz und als Querschnittsaufgabe zu begreifen, expliziten Eingang in die Bundesförderung der Kinder- und Jugendhilfe.

Mit der Verankerung von Gender-Mainstreaming und der Forderung nach geschlechterdifferierenden Zugängen in allen KJP-Programmen sind allerdings erst Leitlinien formuliert, die zu ihrer Umsetzung eine Reihe von Strukturen, Verfahren und Praktiken benötigen. Ziel muss es dabei sein, alle an der Umsetzung der Programme beteiligten Personen in die Verantwortung zur Umsetzung des Gender-Mainstreamings einzubinden.

Zur Konkretisierung dieser notwendigen Umsetzungsvoraussetzungen will die Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe (AGJ) mit diesen Empfehlungen Anregungen und Vorschläge zur Diskussion stellen.

Sie ist sich dabei bewusst, dass Gender-Mainstreaming zu einer umfassenden Perspektive in der Gesellschaft und damit auch in der Kinder- und Jugendhilfe entwickelt werden muss und dass die Befassung mit der Umsetzung im Rahmen der KJP-Förderung nur ein Segment dieser umfassenden Herausforderung darstellt.

Der Impuls der Gender-Mainstreaming-Verankerung sollte aber auch genutzt werden, um die in § 9 Abs. 3 SGB VIII beschriebene

Querschnittsverpflichtung, »die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen zu berücksichtigen, Benachteiligungen abzubauen und die Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen zu fördern«, intensiver, konkreter und umfassender umzusetzen.

Die Problemstellung: Die Geschlechterhierarchie

Die Gesellschaft ist nach wie vor grundlegend durch ein Geschlechterverhältnis bestimmt, das Männern mehr Einfluss, Ressourcen und Teilhabechancen einräumt als Frauen. Dieses Geschlechterverhältnis wird reproduziert durch Sozialisation, durch Gewalt, durch Institutionen, durch Rechtsprechung und Gesetze, durch die Verweigerung von Ressourcen, durch eine Vielzahl von Ungleichheitsstrukturen und patriarchal geprägten Organisationsformen.

Das Ziel, diese Geschlechterhierarchie zu überwinden, ist im Recht und in vielen gesellschaftspolitischen Programmen unter Begriffen wie Chancengleichheit, Geschlechtergerechtigkeit oder Geschlechterdemokratie beschrieben.

Was in der Frauenpolitik schon lange klar war, setzt sich mittlerweile auch als allgemeine Erkenntnis durch: diese Zielvorstellung kann durch Frauenförderprogramme allein nicht verwirklicht werden. Sie kann nur erreicht werden, wenn zugleich auch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung überwunden wird, wenn Benachteiligungen abgebaut werden und wenn die Institutionen und gesellschaftlichen Entscheidungsprozesse so verändert werden, dass sie zur Zielerreichung beitragen.

Erforderlich sind zusätzlich auch Veränderungen auf Seiten der Männer. Zu benennen

sind hier beispielsweise eine reflektierende Jungenarbeit, die Erhöhung des Anteils von Männern im Elementarbereich und der Primarstufe ebenso wie die Erhöhung des Anteils erziehender Väter durch die vermehrte Inanspruchnahme von Erziehungszeit oder Teilzeitarbeit und den Abbau von immer noch geduldeten Übergriffen und Gewalttaten gegen Frauen und Mädchen.

Was ist Gender-Mainstreaming?

Gender-Mainstreaming ist eine Konzeption, die international entwickelt wurde, um die Gleichstellung der Geschlechter real voranzubringen. Insbesondere im Rahmen der entwicklungspolitischen Diskussionen der NGOs, im Rahmen der 4. Weltfrauenkonferenz 1995 und durch die Verankerung des Gender-Mainstreamings im Amsterdamer Vertrag 1996 wurde dieses Prinzip entwickelt und international verankert. Vom Ansatz her entspricht das Gender-Mainstreaming der Idee der Querschnittpolitik: Chancengleichheit der Geschlechter lässt sich nur herstellen, wenn dieses Ziel in allen Politikbereichen angestrebt wird. Gender-Mainstreaming konkretisiert diesen Ansatz durch den Bezug auf die Entscheidungsprozesse in Organisationen.

Im Grundlagenpapier des BMFSFJ werden als gemeinsame Merkmale verschiedener Definitionen des Gender-Mainstreaming folgende Punkte benannt:

Zielbestimmung: Ziel ist die Gleichstellung der Geschlechter, d. h. über die Gleichstellung de jure hinaus geht es darum, für Frauen und Männer de facto eine gleiche Teilhabe an politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Prozessen zu erreichen.

Methode: Gender-Mainstreaming ist eine Strategie für die Erreichung der Gleichstellung von Frauen und Männern.

Erweiterung der Themen und Akteure: Mainstreaming bedeutet eine Verlagerung im Bereich der Akteure; es bedeutet, dass alle an politischen Entscheidungsprozessen betei-

ligten Akteure eine geschlechterbezogene und -differenzierte Sichtweise einbringen und zwar für *alle* Entscheidungen und auf *allen* Ebenen – von der Planung bis zur Überprüfung der Maßnahmen.

Ganz explizit wird auch darauf hingewiesen, dass Gender-Mainstreaming die bisherigen Frauenförderprogramme (und analog Mädchenförderprogramme) integrieren muss, keinesfalls ersetzen soll.

Entscheidend für die Realisierung des Gender-Mainstreamings ist der klare politische Wille und das Engagement auf oberster Ebene (top-down) und die Bereitschaft der Leitungen für das Gender-Mainstreaming die nötigen personellen und finanziellen Ressourcen zur Verfügung zu stellen.

Gender Mainstreaming ist also ein Instrument, das im Zusammenspiel mit Mädchen- und Frauenförderprogrammen auf die Erhöhung der Geschlechtergerechtigkeit politischer Maßnahmen zielt und somit über die bloße rechtliche Gleichstellung von Frauen mit Männern hinausgeht.

Empfehlungen zur Umsetzung des Gender-Mainstreamings im KJP

Um das Gender-Mainstreaming in Bezug auf den KJP durchführen zu können, müssen eine Reihe von Voraussetzungen geschaffen werden, sonst läuft die Forderung ins Leere.

Mindestens in Bezug auf die folgenden Ebenen muss Gender Mainstreaming angewandt werden:

- die Planungsstruktur der Programme (Planung)
- die Entscheidungsstrukturen für die Programme (Entscheidung)
- die Themenstrukturen der Programme (Themen)
- die Förderungsstrukturen der Programme (Ressourcen)
- die Evaluationsprozesse von Programmen (Evaluation)

Auf diesen Ebenen müssen jeweils für die verschiedenen Programme und Maßnahmetypen des KJP die Ziele, Strukturen und notwendigen Daten, in Bezug auf das Gender Mainstreaming, konkretisiert werden.

Für die Ebene der Planung und Entscheidung bedarf es zunächst einmal generell einer Struktur, durch die Transparenz geschaffen wird. Als Instrument hierzu bieten sich die programmspezifischen Arbeitsgruppen (KJP 5.2) an. Diese sind »unter Nutzung bundeszentraler und sonstiger geeigneter Trägerstrukturen von dem Bundesministerium« einzuberufen und »dienen der kontinuierlichen Zusammenarbeit bei der Gestaltung und Weiterentwicklung einzelner Programme, der Erörterung programmübergreifender Fragen und der zeit- und sachgerechten Durchführung« der KJP-Richtlinien.

Kompetenzen

Den programmspezifischen Arbeitsgruppen müssen alle programmrelevanten und Gender-Mainstreaming-relevanten Informationen zur Verfügung gestellt werden. Diese programmspezifischen Arbeitsgruppen müssen so konstituiert werden, dass sie in alle Planungs- und Entscheidungsphasen des Bundesministeriums verbindlich eingebunden sind. Ihnen ist ein Informationsrecht gegenüber dem Ministerium einzuräumen. Das bedeutet z. B. auch die Mitsprache bei der Auswahl programmspezifischer wissenschaftlicher Begleitungen.

Zusammensetzung

Damit diese Arbeitsgruppen die Aufgabe des Gender-Mainstreaming wahrnehmen können, sollten ihnen jeweils eine Frau und ein Mann als ExpertInnen für das Gender-Mainstreaming angehören. Zwar bleibt das Gender-Mainstreaming Aufgabe *aller* Beteiligten – es scheint aber sinnvoll, bei dieser neuen Aufgabe für die Funktion der Anregung und Anmahnung ExpertInnen hinzuzuziehen. Wenn sich solche ExpertInnen nicht im TeilnehmerInnenkreis finden, müssen sie

extern hinzugezogen werden. Hierfür sind Ressourcen bereitzustellen.

Aufgaben

In diesen Arbeitsgruppen müssen die Ziele des Gender-Mainstreamings programmspezifisch konkretisiert werden, um daraus Informationsbedarfe, Qualifikationsbedarfe und Umsetzungsschritte zu entwickeln. Darüber hinaus müssen Evaluationskriterien und -verfahren entwickelt werden, durch die Informationen über die Wirksamkeit des Gender-Mainstreamings in Bezug auf die gestellten Ziele gewonnen werden.

Dabei können die im Grundlagenpapier des BMFSFJ beschriebenen Umsetzungsschritte Orientierungspunkte sein:

1. Definition der gleichstellungspolitischen Ziele
2. Analyse der Probleme der betroffenen Zielgruppen
3. Entwicklung von Optionen
4. Analyse der Optionen und Entwicklung eines Lösungsvorschlags
5. Umsetzung der getroffenen Entscheidung
6. Erfolgskontrolle und Evaluation.

Berichte

Jede Arbeitsgruppe muss verpflichtet werden, in jeweils definierten Zeiträumen mit Unterstützung des zuständigen Referats des Ministeriums einen Gender-Mainstreaming-Bericht zu veröffentlichen. Dieser Bericht muss Angaben darüber enthalten, wie das Gender-Mainstreaming in Bezug auf das jeweilige Programm durchgeführt wurde, welche geschlechterdifferente Daten zur Verfügung stehen, welche Ziele und Kriterien für das Gender-Mainstreaming entwickelt wurden und welche Notwendigkeiten zur Verbesserung des Gender-Mainstreamings bestehen.

Z. B. werden Angaben benötigt über

- das geförderte Personal nach Geschlecht und Stellentyp,
- eine geschlechtsspezifische Aufschlüsselung der Zielgruppen von Maßnahmen und Modellen,
- Aktivitäten der geförderten Träger zum Gender-Mainstreaming.

Die Berichte müssen der Fachöffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Die programmübergreifende Arbeitsgruppe (KJP 5.3), die das Bundesministerium aus Vertretern und Vertreterinnen der programmspezifischen Arbeitsgruppen unter Hinzuziehung weiterer Fachleute zu bilden hat, muss analog die Aktivitäten der programmspezifischen Arbeitsgruppen bündeln und auf die Perspektiven der Weiterentwicklung des Gender-Mainstreamings und des Kinder- und Jugendplans des Bundes hin bewerten.

Wie in allen anderen vergleichbaren KJP-Programmen auch, muss auch im Programm 6 »Gleichstellung von Mädchen und Jungen/Mädchen- und Jungenarbeit« eine Infrastrukturförderung erfolgen.

Aufwendungen für Kinderbetreuung müssen ein förderfähiger Bestandteil von KJP-Maßnahmen sein können.

Wie schon einleitend betont, beziehen sich diese Empfehlungen zunächst nur auf ein enges Segment der Kinder- und Jugendhilfe, die Implementation des Gender-Mainstreamings bei der Umsetzung der KJP-Programme. Parallel hierzu muss das Gender-Mainstreaming zu einem Thema der Kinder- und Jugendhilfe, ihrer Maßnahmen und Strukturen, Entscheidungsprozesse, Berichtsformen und Ressourcenverteilungen auf allen Ebenen werden.

*Beschluss des AGJ-Vorstandes vom
11./12. September 2001*

Zu den Autorinnen und Autoren

Andrea Hilgers

Dipl.-Pädagogin, Professorin an der Fachhochschule Fulda, FB Sozialwesen
Arbeitsschwerpunkte: Kinder- und Jugendhilfe, Gewaltprävention, Sexualerziehung

Ingrid Hillebrandt

Soziologin M.A., Referentin bei der Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz e.V., Berlin
Arbeitsschwerpunkt: Jugendmedienschutz, Redaktion der Fachzeitschrift Kind Jugend Gesellschaft

Torsten Kruse

Grund- und Hauptschullehrer, Fortbildungsreferent und Berater bei Widerspruch Kiel
Arbeitsschwerpunkte: (Sexualisierte) Gewalt an und von Jungen, (Sexualisierte) Gewalt von Männern

Lotte Rose

Dipl.-Pädagogin, Dr. phil., Professorin am Fachbereich Sozialarbeit der Fachhochschule Frankfurt am Main.
Arbeitsschwerpunkt: Jugendkulturen, Mädchenleistungssport, geschlechtsspezifische Jugendarbeit

Traudel Schlieckau

Erzieherin/ Sozialpädagogin (FHS), Sozialpäd.-Grad., Referentin für Suchtprävention bei der Landesstelle
Jugendschutz Niedersachsen
Arbeitsschwerpunkte: Suchtprävention/Gesundheitsförderung

Bettina Schmidt

Dr. public health, wissenschaftliche Assistentin an der Fakultät für Gesundheitswissenschaften der Universität Bielefeld
Arbeitsschwerpunkte: Drogenpolitik, Drogenprävention und Gesundheitsförderung sowie Geschlecht und Gesundheit

Tim Rohrmann

Diplom-Psychologe und Autor, arbeitet freiberuflich als Fortbildner zu den Themen geschlechtsbewusste Pädagogik, Jungenentwicklung, Konfliktverhalten und Prävention. Koordinator des Männerfachkreises geschlechtsbewusste Pädagogik in Kitas und Grundschule. Lehrbeauftragter an der FH für Sozialwesen, Braunschweig

In der Reihe „**Modelle Dokumente Analysen**“ sind bisher folgende Publikationen erschienen:

- **Im Interesse der Kinder (MDA 1)**
Wohnumfeldverbesserung ist aktiver Kinder- und Jugendschutz
Bonn 1996. 51 Seiten. DIN A 4. € 3,-
- **Alter Wein in neuen Schläuchen? (MDA 2)**
Anmerkungen zur Beschreibung des Kinder- und Jugendschutzes in den Begriffen der neuen Steuerungsmodelle
Bonn 1996. 47 Seiten. DIN A 4. € 3,-
- **Medienpädagogik (MDA 3)**
Beiträge, Stellungnahmen und Praxisberichte
Bonn 1997. 76 Seiten. DIN A 4. € 3,-
- **Jugendschutz und Internet (MDA 4)**
Perspektiven des Jugendmedienschutzes angesichts der Entwicklung in den neuen Medien
Bonn 1997. 71 Seiten. DIN A 4. € 3,-
- **Der Wind weht schärfer (MDA 5)**
Immer mehr Jugendliche verlieren im Kampf um Ausbildung und Arbeit
Bonn 1998. 80 Seiten. DIN A 4 € 3,- – vergriffen –
- **Hält die Kindersperre, was sie verspricht? (MDA 6)**
Technischer Jugendschutz im analogen und digitalen Fernsehen
Bonn 1998. 28 Seiten. DIN A 4.- € 3,-
- **Kinder- und Jugendschutz als gesetzlicher Auftrag (MDA 7)**
Zusammenstellung der Rechts- und Verwaltungsvorschriften, Verfahrensgrundsätze und sonstigen Hinweise zum Kinder- und Jugendschutz
Bonn 1998. 42 Seiten. DIN A 4. € 3,-
- **Medienkontrollinstitutionen in Deutschland – Eine Übersicht (MDA 8)**
Bonn 1998. 92 Seiten. DIN A 4. – überarb. Neuauflage 2000 erschienen im **Luchterhand Verlag**
- **Suchtprävention im Kinder- und Jugendschutz (MDA 9)**
Theoretische Grundlagen und Praxisprojekte
Bonn 1999. 102 Seiten. DIN A 4. € 3,-
- **@ction – Jugend und Medien (MDA 10)**
Eine Gratwanderung zwischen Faszination und Verantwortung
Bonn 1999. 40 Seiten. DIN A 4. € 3,-
- **»Sicher ins Netz« (MDA 11)**
Empfehlungen für Internet-Cafés in der Offenen Jugendarbeit
Bonn 2000. 57 Seiten. DIN A 4. € 3,-
- **Jugendschutzbestimmungen in Ferienländern (MDA 12)**
Bonn 2000. 52 Seiten. DIN A 4. € 3,-
- **Vor »rechten« Tönen schützen. (MDA 13)**
Gegensteuern bei Rechtsextremismus von Jugendlichen
Bonn 2000. 80 Seiten. DIN A 4. € 3,-
- **»Darf ich 'mal den Ausweis sehen?« (MDA 14)**
Altersgrenzen im Kinder- und Jugendschutz
Bonn 2001. 60 Seiten. DIN A 4. € 3,-

- **»Darf ich 'mal den Ausweis sehen?« (MDA 14)**
Altersgrenzen im Kinder- und Jugendschutz
Bonn 2001. 60 Seiten. DIN A 4. € 3,-
- **»Mädchen hier...Jungen da...!?!« (MDA 15)**
Überlegungen zur geschlechtsbewussten Arbeit in Handlungsfeldern des Kinder- und Jugendschutzes
Berlin 2001. 64 Seiten. DIN A 4. € 3,-
- **»Für die Zivilgesellschaft begeistern statt nur gegen den Rechtsextremismus ankämpfen« (MDA 16)**
Arbeitsmaterialien zum Konzept der gerechtigkeitsorientierten Jugendarbeit
Berlin 2001. 72 Seiten. DIN A 4. Kostenlos.

Die Publikationen sind gegen Rechnung beim Herausgeber zu beziehen:

Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz e.V.

Mühlendamm 3

10178 Berlin

Tel. 030-400 40 300 / 400 40 302

Fax 030-400 40 333

E-Mail: material@bag-jugendschutz.de

Staffelpreise:

1 Exemplar: € 3,-

ab 10 Exemplaren: € 2,50 pro Stck.

ab 30 Exemplaren: € 2,- pro Stck.

Liste der Landesstellen / Landesarbeitsgemeinschaften für Kinder- und Jugendschutz:

Aktion Jugendschutz Landesarbeitsstelle Baden-Württemberg

Staffenbergstr. 44
70184 Stuttgart
Tel.: 07 11 – 23 73 70
Fax: 07 11 – 23 73 730
ajs.bw@z.zgs.de
www.baden-wuerttemberg.jugendschutz.de

Aktion Jugendschutz Landesarbeitsstelle Bayern e.V.

Fasaneriestr. 17
80636 München
Tel.: 089 – 121 573-0
Fax: 089 – 121 573-99
info@aj-bayern.de
www.bayern.jugendschutz.de

Aktion Kinder- und Jugendschutz Landesarbeitsstelle Brandenburg e.V.

Carl-von-Ossietzky-Str. 29
14471 Potsdam
Tel.: 0331 -9513170
Fax: 0331 – 9513172
akjs-brandenburg@t-online.de
www.brandenburg.jugendschutz.de

Arbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz Hamburg e.V.

Hellkamp 68/Clasingstraße
20255 Hamburg
Tel.: 0 40 – 40 17 22 12
Fax: 0 40 – 40 17 22 92
ajs-HH@t-online.de
www.hamburg.jugendschutz.de

Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen

Leisewitzstr. 26
30175 Hannover
Tel.: 05 11 – 85 87 88 und 85 30 61
Fax: 05 11 – 2 83 49 54
ljs-jugendschutz.nds@t-online.de
www.landesstelle-jugendschutz-nds.de

Arbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz Landesstelle Nordrhein-Westfalen e.V.

Poststr. 15-23
50676 Köln
Tel.: 02 21 – 92 13 92-0
Fax: 02 21 – 92 13 92-20
info@mail.ajs.nrw.de
www.ajs.nrw.de

**Evangelischer Arbeitskreis für Kinder- und Jugendschutz Nordrhein-Westfalen
(Geschäftsstelle: Diakonisches Werk Westfalen)**

Friesenring 32-34
48147 Münster
Tel.: 02 51 – 27 09-390/391
Fax: 02 51 – 27 09-302
winde@dw-westfalen.de

Katholische Landesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz NW e.V.

Salzstr. 8
48143 Münster
Tel.: 0251 – 5 40 27 und 4 01 42
Fax: 0251 – 51 86 09
Kath.LAG.Jugendschutz.NW@t-online.de
www.nrw-kath-jugendschutz.de

Aktion Jugendschutz Sachsen e.V. – Landesarbeitsstelle

Albert-Köhler-Str. 91
09122 Chemnitz
Tel.: 0371 – 21 16 39
Fax: 0371 – 21 22 32
ajssachsen@t-online.de
www.jugendschutz-sachsen.de

Landesstelle Kinder- und Jugendschutz Sachsen-Anhalt e.V.

Freiligrathstr. 11
39108 Magdeburg
Tel.: 0391-73 46 246
Fax: 0391-73 46 247
jugendschutz@jugend-lsa.de
www.jugend-lsa.de/jugendschutz

Aktion Kinder- und Jugendschutz Landesarbeitsstelle Schleswig-Holstein e.V.

Feldstr. 120
24105 Kiel
Tel.: 04 31 – 8 90 77 und 8 90 78
Fax: 04 31 – 8 90 79
AKJS.sh@t-online.de
www.schleswig-holstein.jugendschutz.de

Landesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz Thüringen e.V.

Johannesstr. 19
99084 Erfurt
Tel.: 0361 – 6 44 22 64
Fax: 0361 – 6 44 22 65
jugendschutz.thueringen@t-online.de
www.jugendschutz-thueringen.de

